

medien & *zeit*

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema:
Institute, Schulen, Traditionen

**Treiber und Taktgeber der
Kommunikationswissenschaft
im historischen Wandel**

**Christian Schwarzenegger, Erik Koenen &
Thomas Wiedemann**

**Die Bedeutung des Konstruktivismus für
die Kommunikationswissenschaft**
Armin Scholl

**Die Praxis als indirekter Taktgeber der
Publizistikwissenschaft**
Thomas Wiedemann

Die Kluft schließt sich
Jürgen Wilke

Institution und Gesellschaft
Stefanie Averbek-Lietz & Petra Klein

Messinstrumente und Sinnkonstruktionen
Annie Waldherr

Vom Außenseiter zum Stammspieler
Jörg-Uwe Nieland

**Konflikte, Theorien, Perspektiven – Forschung
zur Fachgeschichte**
Thomas Birkner & Andreas Scheu

Herausgeber:
**Christian Schwarzenegger, Erik Koenen &
Thomas Wiedemann**



1/2019

Jahrgang 34

medien & zeit

Inhalt

Treiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft im historischen Wandel Momentaufnahmen einer immerwährenden Debatte Christian Schwarzenegger, Erik Koenen & Thomas Wiedemann.....	2
Die Bedeutung des Konstruktivismus für die Kommunikationswissenschaft Armin Scholl.....	6
Die Praxis als indirekter Taktgeber der Publizistikwissenschaft Der Zusammenhang von Akteurs-Eigenschaften, Fachstrukturen und Strategien der Legitimationsgewinnung Thomas Wiedemann.....	14
Die Kluft schließt sich Über die zunehmende Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung Jürgen Wilke.....	22
Institution und Gesellschaft Warum die frühe Münsteraner Entwicklungs- und interkulturelle Kommunikationsforschung keine Nachhaltigkeit entfalten konnte Stefanie Averbeck-Lietz & Petra Klein.....	29
Messinstrumente und Sinnkonstruktionen Methoden als Antreiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft Annie Waldherr.....	40
Vom Außenseiter zum Stammspieler Münsteraner Impulse für den Aufstieg der deutschen Sportkommunikationsforschung Jörg-Uwe Nieland.....	48
Konflikte, Theorien, Perspektiven – Forschung zur Fachgeschichte Werkstattbericht aus einem Forschungsseminar zu 100 Jahren Kommunikationswissenschaft in Münster Thomas Birkner & Andreas Scheu.....	57
Rezensionen	65

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger

Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)
Währinger Straße 29, 1090 Wien
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)

Der AHK wird vom Institut für Publizistik- und Kommunikations-
wissenschaft der Universität Wien unterstützt.

HerausgeberInnen

Christian Schwarzenegger, Erik Koenen & Thomas Wiedemann

Redaktion Buchbesprechungen

Gaby Falböck, Thomas Ballhausen, Christina Krakovsky

Redaktion Research Corner

Erik Bauer, Christina Krakovsky

Lektorat & Layout

Anna Klail, Barbara Metzler &

Diotima Bertel, Daniela Schmidt, Christina Krakovsky

Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien

Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen

medien & zeit erscheint vierteljährlich gedruckt und digital
Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Advisory Board

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Stefanie Averbeck-Lietz** (Bremen)

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg)

Dr. **Thomas Birkner** (Münster)

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund)

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Susanne Kinnebrock** (Augsburg)

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Maria Löblich** (Berlin)

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho)

Dr.ⁱⁿ **Corinna Lütjhe** (Rostock)

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Martina Thiele** (Salzburg)

Vorstand des AHK

Dr.ⁱⁿ Gaby Falböck, Obfrau

Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.

Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.

Mag.^a Christina Krakovsky, Geschäftsführerin

Mag.^a Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.

Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier

Dr. Erik Bauer, Kassier-Stv.

Julia Himmelsbach, Bakk.^a, Schriftführerin

Mag.^a Daniela Schmidt, Schriftführerin-Stv.

Dr. Thomas Ballhausen

Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz

Ing. MMMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA

Mag. Bernd Semrad

Mag. Roland Steiner

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Grundlegende Richtung: *medien & zeit* ist eine wissenschaftliche
Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung.
Sie will Forum für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete
Auseinandersetzung über Theorien, Methoden und Probleme der
Kommunikationsgeschichte sein.

Editorial

Treiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft im historischen Wandel

Momentaufnahmen einer immerwährenden Debatte

Christian Schwarzenegger, Universität Augsburg,
Erik Koenen, Universität Leipzig
& Thomas Wiedemann, LMU München

Die Kommunikationswissenschaft ist ein Fach im rasanten Wandel. Die Gegenstände des Fachs differenzieren sich fortlaufend und immer weiter aus, während sich zugleich die Bedingungen und Möglichkeiten des Beobachtens und Erforschens der sich verändernden Gegenstände verändern. Zu den bleibenden Konstanten (Jünger & Schade 2018) und verlässlich wiederkehrenden, dem Wandel trotzens Elementen der kommunikationswissenschaftlichen Erinnerung an sich selbst und der Beschäftigung mit sich selbst gehören intensive selbstreflexive Debatten über Neuausrichtungen und Reorientierungen der Disziplin angesichts des rasanten Wandels, die ebenso den Gegenstandsbereich wie die Weisen seiner Erforschung betreffen. Was hier bewusst zu einem sich selbst bestätigenden, fortwährenden Kreislauf von Selbstverständnisdebatten überspitzt wird, ist dennoch charakteristisch für die Beschäftigung der Kommunikationswissenschaft mit sich selbst.

Gemein ist den regelmäßig wiederkehrenden disziplinären Diskussionen, dass sie die Entwicklungen ‚im Jetzt‘ gern zum Anlass nehmen, um eine möglichst sofort einzunehmende, auf die Zukunft gerichtete, andere Verständnisform von Kommunikationswissenschaft zu propagieren oder zu verteidigen. Wie inzwischen generell im Fach festzustellen ist, spielt es dann auch in solchen Diskussionen zunehmend seltener eine Rolle, noch einmal historisch sensibel durchzuatmen und innezuhalten. Die Frage „Wo stehen wir heute?“ wird einzig weiter in die Zukunft gedacht zu einem „Wo müssen wir hin?“ und was wird die Rolle der Fordernenden dabei sein – und weniger auch als ein Möglichkeit zur Frage „Wie sind wir hierhergekommen?“ begriffen.

Mit diesem Heft von *medien & zeit* nehmen wir das Jubiläum „100 Jahre Institut in Münster“ als

Gelegenheit, um fachhistorisch zu thematisieren, welche Antreiber und Taktgeber denn die Kommunikationswissenschaft historisch kannte und bis heute kennt, um in ihre gegenwärtige disziplinäre Form und Gestalt gekommen zu sein (Wilke 2016). Das Heft versammelt im um zwei Texte ergänzten Kern dieselben Beiträge und Beitragenden, die bei der DGPUK-Jahrestagung in Münster 2019 ein Sonderfenster zu diesem Thema bestritten haben. Das Sonderfenster wurde von den Herausgebern des Heftes für die Fachgruppe „Kommunikationsgeschichte“ auf Einladung des lokalen Organisationsteams gestaltet. Zugleich steht das Heft im Kontext des DFG-Nachwuchsnetzwerkes „Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung“, das sich in einem seiner Arbeitsschwerpunkte der Fachgeschichtsforschung als Erinnerungsforschung widmet – die Herausgeber des Heftes sind als ordentliche bzw. assoziierte Mitglieder dem Netzwerk verbunden.

Die versammelten Beiträge in diesem Heft wurden somit in einer spezifischen Perspektive eingeladen und gehen vor allem auf deutschsprachige Debatten ein. Ein weiteres Thema, das im Münsteraner Sonderfenster zumindest zur Diskussion steht, widmet sich der immer weiter fortschreitenden Internationalisierung und fragt, inwiefern Institute, theoretische oder methodische Schulen und standortgebundene Traditionen in der heutigen Kommunikationswissenschaft überhaupt noch eine Rolle spielen (können). Vor dem Hintergrund von zunehmender Internationalisierung und mindestens ebenso starker Mobilität von WissenschaftlerInnen werden nationale oder gar lokale Sonderwege womöglich immer weiter an Bedeutung verlieren und so auch als Identifikationsangebote wie produktive Reibeflächen verloren gehen. Ob solche Entwicklungen dann zu einer Angleichung aller Standorte oder einer aus-

differenzierten Parallelisierung von Schwerpunktnischen, die sich an einzelnen Standorten und darüber hinaus erfolgreich ignorieren können (Corner 2013), führt, ist insofern zu diskutieren.

Fachgeschichtsschreibung, so die grundlegende These von Heft und Sonderfenster, ist immer auch auf sich selbst bezogene Erinnerungsarbeit und Erinnern ebenso wie Vergessen tragen zu einer bestimmten Identität und einem bestimmten Selbstverständnis von Kommunikationswissenschaft bei. Gerade auch im Kontrast und in Ergänzung zur preisgewürdigten *Publizistik*-Debatte (Hepp 2016; Brosius 2016; Jarren 2016; Theis-Berglmair 2016) zur Kommunikationswissenschaft in datengetriebenen Zeiten und nachfolgend zur Zukunft der Kommunikationswissenschaft generell (Strippel et al. 2018), wollen wir danach fragen, was in der Fachgeschichte denn früher Antreiber und Taktgeber gewesen sind, und diese rund um das Münsteraner Institut und seine institutionelle Rolle innerhalb eines solchen Themenspektrums gruppieren. Dazu wurden verschiedene mögliche Antreiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft ausgemacht und ExpertInnen eingeladen, jeweils eine Einschätzung abzugeben sowie eine Einordnung vorzunehmen, wie diese in der Vergangenheit das Fach gestaltet und die Forschung vorangetrieben haben und inwieweit sie insgesamt für die Kommunikationswissenschaft prägend waren bzw. sind. Zur Diskussion stehen dabei ebenso inhaltliche und wissenschaftsimmanente Antreiber wie eher gesellschaftliche Anreize, Faktoren und Umwelteinflüsse.

Der erste Antreiber ist jener der *Theorie*. Armin Scholl geht in seinem Beitrag stellvertretend auf den Konstruktivismus bzw. auf die verschiedenen Konstruktivismen ein und reflektiert basierend auf Interviews mit Pionieren und Schlüsselfiguren der konstruktivistischen Debatten in der Kommunikationswissenschaft, inwiefern Konstruktivismus als Theorieangebot selbst, aber auch als Reibfläche und Provokation gegenüber anderen theoretischen Positionen produktiv wirksam wurde und die Fachentwicklung vorangetrieben hat. Dabei ist vor allem zu sehen, dass in der Ausdifferenzierung der konstruktivistischen Theorieangebote der Konstruktivismus in weiterer Folge vieles von seinem ursprünglichen Irritationspotential verloren hat.

Der nächste Taktgeber *Praxis* wird durch den Beitrag von Thomas Wiedemann aufgegriffen.

Welche Rolle spielte in der Vergangenheit das Verhältnis zur Berufspraxis, um der Kommunikationswissenschaft einen Takt vorzugeben? Oder waren Berufspraxis der öffentlichen Kommunikation in der Mediengesellschaft und Wissenschaft vielleicht schon immer in einem unterschiedlichen Rhythmus unterwegs? Wiedemann beschreibt das Verhältnis der Kommunikationswissenschaft zur Berufspraxis am historischen Beispiel Walter Hagemanns als ein eher implizites. Weniger hat sich die Fachentwicklung an Erwartungen der Medienbranche ausgerichtet oder allein an Umbrüchen in der Praxis orientiert, sondern insbesondere dadurch, dass frühere Fachvertreter und Pioniere des Fachs häufig aus der Medienpraxis in die Wissenschaft wechselten, haben deren Vorstellungen Eingang in die Erforschung von Kommunikation gefunden und die Disziplin so indirekt mit geprägt.

Jürgen Wilke geht in seinem Beitrag auf die Rolle der *Medienentwicklung und Medientechnologie* als Treiber der Kommunikationswissenschaft ein. Dabei kann er in der *longue durée* veranschaulichen, wie immer kürzer werdende Intervalle zwischen der (manchmal auch nur kurzlebigen) Etablierung eines Medientrends und seiner umgehenden Thematisierung in der Kommunikationswissenschaft eine allmähliche Gleichzeitigkeit herbeigeführt haben, wobei die aktuelle Entwicklungsstufe „digitaler Kommunikation und Medien“ schon binnen Kurzem zu einem dominanten Gegenstand des Fachs geworden ist: Kommunikationswissenschaft ist heute digital. Dies kann dann auch als Mahnung gelesen werden, trotzdem die traditionellen Gegenstände der Kommunikationswissenschaft nicht brachliegen zu lassen, und als Warnung für jüngere Generationen von Forschenden, sich nicht nur von neuen Medienentwicklungen und Medientechnologien treiben zu lassen.

Stefanie Averbek-Lietz und Petra Klein widmen sich dem Wechselspiel von *Institution und Gesellschaft* als Treiber der Kommunikationswissenschaft und kehren die Perspektive der vorigen Beiträge gewissermaßen um. Am Beispiel der Forschung zur interkulturellen Kommunikation im Geiste Henk Prakkes diskutieren sie, warum eine vielversprechende Forschungstradition oder ein relevanter Themenbereich gerade keine nachhaltige Etablierung erfahren können, wenn sie gesellschaftlich isoliert bleiben und keine institutionelle Verankerung finden. Forschung

braucht Institutionalisierung und Verankerung im akademischen Umfeld, um Nachhaltigkeit und Resonanz entfalten zu können. Genauso wie Institutionen und Institute als fruchtbares Umfeld bestimmte Forschung stimulieren können, können fehlende oder mangelnde kontextuelle Einbettungen diese bremsen oder sogar verschwinden lassen.

„Messinstrumente und Sinnkonstruktionen“ stehen im Fokus des Beitrags von Annie Waldherr. Als eine der Stimmen der jungen Wissenschaftlergeneration, die sich zur Zukunft des Fachs geäußert hat (Strippel et al. 2018) und die zugleich auch im sich noch konstituierenden Bereich der Computational Social Science mit innovativen methodischen Verfahren arbeitet, reflektiert Waldherr in ihrem Beitrag die Rolle der *Methodeninnovation* als Treiber der Fachentwicklung entlang von fünf Thesen. Methoden ermöglichen bestimmte Zugänge zu Wirklichkeiten und legen bestimmte Sinnkonstruktionen nahe, heben bestimmte Aspekte sozialer Wirklichkeit hervor oder lassen diese im Hintergrund. Neue methodische Verfahren ermöglichen aber als Antreiber nicht nur neue Erkenntnisperspektiven wie auch Neuinterpretationen etablierter Theorien oder beharrlich bestehender Probleme, sondern Methodenentwicklung selbst, führt Waldherr aus, wird ihrerseits vom medientechnologischen Wandel getrieben und erfolgt eingebettet in ein Netzwerk weiterer Treiber, zu denen auch Unverständnis und Widerstand gehören können. Denn Wandel wird auch mit Beharrungstendenzen konfrontiert, da methodische Innovationen schließlich auch bestehende Institutionalisierungen und Strukturen herausfordern und aufbrechen können, während sie neue Institutionalisierungschancen eröffnen.

Die Taktgeber und Treiber des Sonderfensters sind im vorliegenden Heft noch um zwei weitere Beiträge ergänzt. Beide rücken die Rolle des Münsteraner Instituts auf verschiedene Weise in den Mittelpunkt und zeigen dabei zugleich, dass Fachgeschichtsschreibung zu einem gewissen Grad immer auch kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung ist, die sichtbar macht oder zumindest Fragen danach aufdrängt, warum und wie bestimmte Aspekte der Fachgeschichte „als Kommunikationswissenschaft“ erinnert werden und warum andere (teils aktiv und bewusst) vergessen werden.

Mit Münsteraner Impulsen für die Sportkommunikationsforschung setzt sich dabei Jörg-Uwe Nieland in seinem Beitrag „Vom Außenseiter zum Stammspieler“ auseinander. Nieland illustriert, dass es neben den bekannten Leistungen, dem Sichtbaren, mit dem bestimmte Institutionen und bestimmte Phasen des Fachs umgehend identifiziert werden, auch noch andere Impulsgeber geben kann und dass bestimmte Varianten der Kommunikationsforschung, wenn sie aus dem Windschatten der Aufmerksamkeit treten, eine eigene reichhaltige Tradition geltend machen können. So kann sein Beitrag über das eigentliche Thema hinaus auch als ein Kommentar zur Selektivität fachhistorischen Erinnerns und zur Unvollständigkeit von Institutsidentitäten gelesen werden.

Zum Schluss reflektieren Thomas Birkner und Andreas Scheu, ausgehend von ihren bei der Münsteraner DGPK-Jahrestagung 2019 präsentierten Ergebnissen zu „100 Jahren Institutsgeschichte in Münster“, die Herausforderungen und Möglichkeiten, Institutsgeschichte als *Kommunikationsgeschichte* zu schreiben. Hierfür gehen sie entlang der dabei gewonnenen Erfahrungen darauf ein, was sich aus einer Institutionengeschichte dieser Art über die Entwicklung und den Wandel des Fachs, seiner Schwerpunkte und seiner Kultur erfahren sowie über die Mechanismen des Erinnerns und Vergessens in der Kommunikationswissenschaft, aber auch in der Kommunikation dieser Erinnerung in der Wissenschaft und somit für Wissenschaftskommunikation lernen lässt.

medien & zeit erscheint diesmal parallel und gewissermaßen als Begleitheft zur Diskussion und ist folglich dieser vorgelagert produziert worden. Bedeutet dies, dass AutorInnen wie Herausgeber keine neuen Impulse aus Münster erwarten, die in einer nachgelagerten Publikation aufgegriffen und verarbeitet werden könnten? Keineswegs. Die weitgehende Synchronisierung von publizistischer Dokumentation eines Debattenmomentes und seines Stattfindens als Sonderfenster auf der DGPK-Jahrestagung in Münster 2019 kann und soll stattdessen, so hoffen wir, die Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit der konstanten Diskussion darüber, was Kommunikationswissenschaft ist, und darüber, was sie antreibt und gestaltet, sichtbar machen. Die Kommunikationswissenschaft ist und bleibt ein Fach im rasanten Wandel.

Bibliographie

- Brosius, H.-B. (2016). Warum Kommunikation im Internet öffentlich ist. Zu Andreas Hepps Beitrag „Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten“. In: *Publizistik*, 61 (4), S. 363-372.
- Corner, J. (2013). Is there a „Field“ of Media Research? The „Fragmentation“ Issue Revisited. In: *Media, Culture & Society*, 35 (8), S. 1011-1018.
- Hepp, A. (2016). Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In: *Publizistik*, 61 (3), S. 225-246.
- Jarren, O. (2016). Nicht Daten, sondern Institutionen fordern die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft heraus. Zu Andreas Hepps Beitrag „Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten“. In: *Publizistik*, 61 (4), S. 373-383.
- Jünger, J. & Schade, H. (2018). Liegt die Zukunft der Kommunikationswissenschaft in der Vergangenheit? Ein Plädoyer für Kontinuität statt Veränderung bei der Analyse von Digitalisierung. In: *Publizistik*, 63 (4), S. 497-512.
- Strippel, C., Bock, A., Katzenbach, C., Marth, M., Merten, L., Nuernbergk, C., Pentzold, C., Puschmann, C. & Waldherr, A. (2018). Die Zukunft der Kommunikationswissenschaft ist schon da, sie ist nur ungleich verteilt. In: *Publizistik*, 63 (1), S. 11-27.
- Theis-Berglmair, A. M. (2016). Auf dem Weg zu einer Kommunikationswissenschaft. Zu Andreas Hepps Beitrag „Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten“. In: *Publizistik*, 61 (4), S. 385-391.
- Wilke, J. (2016). Von der Zeitungskunde zur Integrationswissenschaft. Wurzeln und Dimensionen im Rückblick auf hundert Jahre Fachgeschichte der Publizistik-, Medien- & Kommunikationswissenschaft. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 64 (1), S. 74-92.

Christian SCHWARZENEGGER,

Dr. Phil., seit 2017 Akademischer Rat a.Z. am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation an der Universität Augsburg. Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie in Wien. Promotion 2015 in Augsburg mit einer Arbeit über Kommunikation und Raum am Beispiel transnationaler Lebenswelten in Europa. Co-Sprecher der Fachgruppe „Kommunikationsgeschichte“ der DGpuK und Vice-Chair der ECREA Communication History Section, Mitglied im DFG-Netzwerk Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung. Forschungsschwerpunkte: Historische Kommunikationsforschung, Medienwandel, Erinnerungsforschung, Mediennutzung im Alltag. 2017 Mitbegründer der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“.

Erik KOENEN,

Dr. phil., Magister Artium (Soziologie, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Germanistik), vertritt seit Mai 2019 die Juniorprofessur Kommunikationsgeschichte am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Digitale Methoden, Geschichte des internationalen Konferenzjournalismus, Politische Kommunikation Internationaler Organisationen im Wandel. Sprecher (Postdoc) des Nachwuchsforums „Kommunikationsgeschichte“ NaKoge und Mitbegründer der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“.

Thomas WIEDEMANN,

Dr., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München und leitet dort gegenwärtig das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt *Making of... Das handelnde Zusammenwirken im Entstehungsprozess von Spielfilmen in Deutschland*. Er promovierte 2012 mit einer Arbeit über den Publizistikwissenschaftler Walter Hagemann. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Filmsoziologie, Fach- und Theoriegeschichte der Kommunikationswissenschaft, Sozialtheorien sowie Qualitative Methoden.

Die Bedeutung des Konstruktivismus für die Kommunikationswissenschaft

Armin Scholl

Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster

Abstract

Der Konstruktivismus hat in der Kommunikationswissenschaft immer wieder Debatten ausgelöst, dies aber nicht kontinuierlich. Eine schriftliche leitfadengestützte Befragung relevanter Vertreter*innen verschiedener Strömungen und Phasen des Konstruktivismus zeigt, dass diese Diskontinuität verschiedene Gründe hat. Gleichmaßen prognostizieren die Befragten konstruktivistischer Theoriebildung weiterhin Relevanz und Ergiebigkeit bei aktuellen Medienentwicklungen. Anscheinend wird sich der innerkonstruktivistische Pluralismus noch verstärken.

Zu Beginn der 1990er-Jahre wurde, hauptsächlich angestoßen durch Münsteraner Kommunikationswissenschaftler, eine Erkenntnistheorie in das Fach eingeführt, die sofort Kontroversen hervorrief und die sich mit dem Etikett „Radikaler Konstruktivismus“ selbst beschrieb. Dieser Diskurs des Radikalen Konstruktivismus stammte aus den Naturwissenschaften und wurde publizistisch durch den gleichnamigen von Siegfried J. Schmidt herausgegebenen Band von 1987 wesentlich geprägt. Publizistisch und pädagogisch begleitet wurde die Theorie durch das von Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg konzipierte und in Zusammenarbeit mit dem *Hessischen Rundfunk* durchgeführte Funkkolleg *Medien und Kommunikation: Konstruktionen von Wirklichkeit* (1990). Daraus resultierte eine viel beachtete Publikation mit dem Titel *Die Wirklichkeit der Medien* (1994). Die Resonanz des Diskurses lässt sich auch daran ablesen, dass auf den DGPK-Jahrestagungen 1991 in Bamberg (Bentele & Rühl 1993) und 2001 in Münster (Baum & Schmidt 2002) intensiv über den Konstruktivismus debattiert wurde.

Allerdings hatte im Fach bereits in den 1970er-Jahren¹ eine Auseinandersetzung um den Konstruktivismus stattgefunden, nämlich in Bezug auf die Nachrichtenwerttheorie zwischen dem Realisten Karl Erik Rosengren und dem Konstruktivisten Winfried Schulz (1976). Schulz

lieferte später (1989) zwar nochmals einen konstruktivistischen Beitrag, aber ohne auf den von Schmidt importierten Radikalen Konstruktivismus einzugehen.

Schließlich gibt es eine dritte Konstruktivismusdebatte, die in dem Themenheft der Zeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft* (2017) zum *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft* (Hasebrink, Hepp, Loosen & Reichertz 2017) publiziert wurde.

Man kann diese Phasen und die mittlerweile beträchtliche Dauer konstruktivistischer Theoriebildung positiv als Beleg für die Relevanz, Beständigkeit und Fruchtbarkeit des Konstruktivismus interpretieren, aber auch negativ als Beleg für Diskontinuität und Zerklüftung geringen Lernfortschritts diskreditieren.

Der vorliegende Beitrag hat folgende *Ziele*: Er will auf diese Vorgängerdebatte zwischen Rosengren und Schulz zurückblicken und deren Rezeption in der Münsteraner Debatte betrachten. Weiterhin soll die Bedeutung der Münsteraner Debatte um den Radikalen Konstruktivismus eingeschätzt werden, dies nicht aus einem nostalgischen Rückblick, sondern um einen Beitrag zu ihrer Wirkungsgeschichte aus der Perspektive zentraler Akteur*innen zu leisten. Die Auseinandersetzung mit dem erkenntnistheoretischen Realismus steht hier nicht im Mittelpunkt, sondern die Einschätzung der Einflüsse des Konstruktivismus in den

¹ Wie man die Anfänge konstruktivistischer Denkweisen in der Kommunikationswissenschaft festlegt, hängt davon ab,

was man als Konstruktivismus gelten lässt bzw. darunter versteht (Scholl 2010; 2011c).

Varianten des radikalen Konstruktivismus und des Sozialkonstruktivismus² auf die heutige Forschung im Fach.

Dazu sollen für die drei Debatten die Sichtweisen der wichtigsten Protagonist*innen mit Hilfe der *Methode* der schriftlichen Leitfadensbefragung ermittelt werden (siehe Leitfaden im Anhang): Befragt werden Winfried Schulz für die erste Debatte in den 1970er-Jahren und für die Debatte zum Radikalen Konstruktivismus die Münsteraner Autoren des Funkkollegs, Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg. Zusätzlich soll auch Klaus Beck (1994) zu Wort kommen; er argumentierte seinerzeit ebenfalls konstruktivistisch, distanzierte sich aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive aber deutlich vom erkenntnistheoretisch radikalen Konstruktivismus. Für die jüngste Debatte werden stellvertretend Wiebke Loosen und Andreas Hepp befragt; sie haben das Sonderheft *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft* (mit) organisiert (Hasebrink, Hepp, Loosen & Reichertz 2017).

Meine *These* ist, dass die drei Debatten zwar miteinander verbunden sind und die vorigen Debatten jeweils von der nachfolgenden Debatte rezipiert wurden, dass aber die Schwerpunkte und die Ausrichtung jeweils sehr verschieden waren. Dies hat zum einen mit Diskontinuitäten bei den beteiligten Personen zu tun: Winfried Schulz hat sich in die nachfolgenden Debatten nicht mehr eingemischt; Siegfried J. Schmidt (2017) hat zwar auch einen Beitrag im Sonderheft der *Medien & Kommunikationswissenschaft* geschrieben, aber der Schwerpunkt der dortigen Beiträge ist sozialkonstruktivistisch orientiert. Zum anderen ist der konstruktivistische Diskurs pluralistisch; zu verschieden sind die Vorstellungen, was Konstruktivismus ist, welche Positionen genau damit verbunden sind und welche Fragestellungen er thematisch behandelt. Schließlich verändern sich die Varianten des Konstruktivismus im Verlauf der Zeit: Der naturwissenschaftliche Ursprung des Radikalen Konstruktivismus spielt in der neueren kulturalistischen Entwicklung (Schmidt

2003/2. Aufl. 2017) kaum noch eine Rolle; der wissenssoziologische Ursprung des Sozialkonstruktivismus zweigt in den Kommunikativen Konstruktivismus ab (Reichertz 2017).

Ergebnisse der Befragung: Die drei Phasen konstruktivistischer Theorieentwicklung³

Nachrichtenswertforschung

Zwar war das Mainzer Institut für Publizistik dafür bekannt, einen erkenntnistheoretisch realistischen Ansatz zu verfolgen, aber die mediale Konstruktion von Wirklichkeit wurde in den späten 1960er- und in den 1970er-Jahren intensiv diskutiert, zum Beispiel in Hans Mathias Kepplingers Buch *Realkultur und Medienkultur*⁴. Winfried Schulz beschreibt die Situation am Institut für Publizistik als kompatibel mit dem Forschungsprogramm der damaligen Leiterin Elisabeth Noelle-Neumann. Er selbst konnte damit sowohl seine interdisziplinären Interessen (Sozialpsychologie: Hans Hörmann, Klaus Holzkamp; Wissenssoziologie: Helmut Schoeck) verfolgen als auch an bereits bestehende Traditionen (früher Konstruktivismus: Walter Lippmann; Pragmatismus: William James, John Dewey) anschließen. Der Titel seiner Studie *Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien* war von Bergers und Luckmanns sozialkonstruktivistischem Buch *Social Construction of Reality* inspiriert.

Entgegen meiner Vermutung war Schulz nicht nur methodologisch am Konstruktivismus interessiert, wie man aus seiner Diskussion mit Rosengrens Methode des Vergleichs von Intra-medien Daten (Inhaltsanalyse journalistischer Berichterstattung) und Extramedien Daten (Auswertung von medienexternen Statistiken, sogenannten Real-World-Data) hätte vermuten können; die epistemologische Argumentation sollte das methodische Vorgehen begründen.

Obwohl Schulz 1989 einen weiteren konstruktivistischen

² Diese beiden Varianten sind nicht die einzigen, aber die in der Kommunikationswissenschaft am häufigsten diskutierten: Der Radikale Konstruktivismus nach Maturana, von Foerster, von Glasersfeld, Schmidt oder Krippendorff argumentierte zunächst eher naturwissenschaftlich (biologisch, neurophysiologisch), später dann kulturwissenschaftlich und sozialwissenschaftlich und stellte die Erkenntnisproblematik in den Mittelpunkt (Weber 2003). Der Sozialkonstruktivismus nach Berger und Luckmann interessierte sich weniger für Erkenntnistheorie als für die praktischen Aspekte des Wissenserwerbs

und die ihn bedingenden sozialen Faktoren (Beck 2018).

³ Die folgenden Ausführungen sind Zusammenfassungen der Antworten der zum Konstruktivismus von mir befragten Personen; eine streng systematische Auswertung ist dafür nicht notwendig.

⁴ Kepplinger argumentierte zunächst selbst konstruktivistisch bei seiner Analyse der Publikationsstrategien von Schriftsteller*innen der Gruppe 47, wandte sich dann aber entschieden vom Konstruktivismus ab (Geiß 2016).

vistischen Beitrag publizierte, interessierte ihn der gerade ins Fach eingeführte Radikale Konstruktivismus nicht besonders. Bereits während seiner Professur in Münster von 1977 bis 1983 hatten ihn empirische Studien stärker interessiert und fasziniert als die Fortsetzung der theoretischen Reflexion. In diese Zeit fiel auch die DGPK-Tagung zu *Medien und Wahlen in der Demokratie* (Schulz & Schönbach 1983) in Münster, die seinen künftigen Forschungsschwerpunkt der politischen Kommunikation zum Thema hatte. Der 1989er-Aufsatz hat dann auch weniger die Bedeutung als philosophische Theoriebildung denn als ein resümierender und systematisierender Forschungsbericht der zwei grundlegenden Herangehensweisen an die Frage nach der Beziehung zwischen Medien und Realität. Er resultierte aus seiner Tätigkeit als Vorsitzender der Senatskommission für Medienwirkungsforschung der DFG (1980-1986) und als Koordinator des Schwerpunktprogramms *Publizistische Medienwirkungen* der DFG (1983-1988). Später gab er dazu noch einen Bericht über den Stand der Medienwirkungsforschung (1992) heraus. Resümierend für diese erste Phase kann man also feststellen, dass Winfried Schulz selbst den Faden zum Konstruktivismus abreißen ließ, weil sich seine Forschungsinteressen verlagerten.

Einführung des Radikalen Konstruktivismus in die Kommunikationswissenschaft

Aus der Perspektive der Produzenten des Funkkollegs *Medien und Kommunikation: Konstruktionen von Wirklichkeit* (1990) wird die Debatte zwischen Schulz und Rosengren von Siegfried J. Schmidt überraschend als (weitgehend) unbedeutend eingeschätzt. Nach Klaus Merten hatte sie zu wenig Aufmerksamkeit mobilisiert, um als wissenschaftliche Innovation dauerhaft Resonanz zu erzeugen. Auch Siegfried Weischenberg bestätigt, dass

„der Rekurs auf Schulz und damit auf Anschlüsse des Konstruktivismus an die Nachrichtenwertforschung in der Kommunikationswissenschaft erst später stattgefunden [hat], nachdem sich der Entwurf des Funkkollegs zunächst insbesondere an Vorgaben aus der

Literaturwissenschaft (Radikaler Konstruktivismus) orientierte.“⁵

Er bedauert zugleich, dass dieser Nichtbezug ein strategischer Fehler gewesen sei, weil die polemische Debatte um den Konstruktivismus vielleicht sachlicher verlaufen wäre, wenn sie an innerfachliche Debatten angeschlossen hätte.

Der importierte Radikale Konstruktivismus wird dagegen als innovativ und anregend für neue Fragestellungen eingeschätzt. Klaus Merten konnte seine eigenen theoretischen Überlegungen zur Kommunikation, wonach die Verbreitung einer Information vom Interaktionseffekt von Neuigkeit und Relevanz abhängt, an die neurobiologischen Erkenntnisse anschließen; Siegfried Weischenberg betont den interdisziplinären Charakter und die erkenntnistheoretische Fundierung des Radikalen Konstruktivismus. Auch Andreas Hepp sieht die Qualität des damaligen radikal-konstruktivistischen Zugangs in der Breite und in der kognitionstheoretischen Fundierung. Neu war zudem die an Kybernetik und Systemtheorie angelehnte Beschreibungssprache. Und Siegfried J. Schmidt verweist neben der neurobiologischen Grundlagenorientierung auf die eingehende Thematisierung von Konzepten wie ‚Wirklichkeitskonstruktion‘, ‚Verstehen‘, ‚Mediengattung‘, ‚Kultur‘, ‚Sprach- und ‚Kommunikationstheorie‘. Selbst Klaus Beck, der seinerzeit den Radikalen Konstruktivismus in seiner Dissertation aus der Perspektive des Sozialkonstruktivismus stark kritisierte, hält ihn kognitionstheoretisch für überzeugend und für geeignet, einen Rückfall in einen naiven Realismus oder Rekonstruktivismus zu vermeiden und Modelle der ‚Informationsübertragung‘ in der Kommunikation zu überwinden. Wiebke Loosen formuliert diese Erkenntnis als Bereicherung:

„Man verliert sozusagen die ‚realistische Unschuld‘, gewinnt aber eine Erkenntnis und Beobachtungsperspektiven, die das (wissenschaftliche) Leben vielleicht nicht immer einfacher machen, aber ungeheuer facettenreich, faszinierend und komplexitätsfähiger.“

Der von Schulz vertretene Konstruktivismus lässt sich nach Beck gut an den handlungstheoretisch

⁵ Einzig Wiebke Loosen betont die Bedeutung der konstruktivistischen Nachrichtenwerttheorie von Schulz, aber diese Einschätzung ist auch der thematischen Nähe ihrer Dissertation

über die Nachrichtenfaktoren im Sport geschuldet (Loosen 1998). Es handelt sich im Sinne Weischenbergs um einen nachholenden Anschluss an Schulz.

orientierten Sozialkonstruktivismus anknüpfen. Dass sich der Mainstream der Nachrichten- und Journalismusforschung (in der Folgezeit) von Abbild-Vorstellungen verabschiedet hat und sich für Merkmale von ‚Medienrealität‘ interessierte, wie Weischenberg feststellt, kann möglicherweise als direkter Effekt des Radikalen Konstruktivismus und als indirekter, nachträglicher Effekt der Studie von Schulz gewertet werden.

Auch Schmidt betont als Lerneffekt durch den Radikalen Konstruktivismus gleichermaßen die Einsicht in die Notwendigkeit einer Korrektur grundlegender Konzepte wie ‚Wirklichkeit‘ und ‚Konstruktion‘ und die Notwendigkeit des Abschieds vom Vertrauen auf Neurobiologie und Kybernetik als verlässliche Grundlagen des Konstruktivismus. Ähnlich wie Beck setzt er sich für eine soziokulturelle Erweiterung des gesamten Theorieapparats ein, um die Bedeutsamkeit von Themen wie Gefühl und Moral hervorzuheben.

Innerkonstruktivistische Debatte

Man konnte aus den Erfahrungen mit dem Funkkolleg den Eindruck gewinnen, dass der Radikale Konstruktivismus die dominierende oder gar einzige Variante konstruktivistischen Denkens darstellt. Wiebke Loosen hat als Mitherausgeberin des Themenhefts von *Medien & Kommunikationswissenschaft* das gemeinsame Schreiben der Einleitung (Hepp, Loosen, Hasebrink, Reichertz 2017) als Ringen um die verschiedenen Verständnisse von Konstruktivismus, die alle repräsentiert sein sollten, erfahren. Sie findet im Nachhinein die Münsteraner Perspektive in den 1990er-Jahren verengt, zumal sie als damalige Studentin und danach als Nachwuchswissenschaftlerin wegen der Fokussierung nicht auf verschiedene Varianten des Konstruktivismus aufmerksam wurde. Andreas Hepp, der als Student ebenfalls den Radikalen Konstruktivismus aus dem Funkkolleg lernte, hat jedoch frühzeitig – schon wegen der unterschiedlichen „Beschreibungssprache“ – einen anderen, sozialkonstruktivistischen Weg gesucht. Die jüngste – innerkonstruktivistische – Debatte sieht er deshalb auch als Öffnung des konstruktivistischen Diskurses, um seine Anschlussfähigkeit an andere sozialwissenschaftliche Diskurse herzustellen, und als Befreiung von der (einseitigen) kognitionstheoretischen Rahmung. Übereinstimmend meinen die Befragten, dass der radikalkonstruktivistische Ansatz (in seiner ursprünglichen Fassung) im Heft an Bedeutung zugunsten sozialkonstruktivistischer Ansätze verloren hat.

Zukunft des Konstruktivismus

Alle Befragten halten die Aufrechterhaltung konstruktivistischer Debatten für gleichermaßen erwartbar wie wünschenswert, dies jedoch aus unterschiedlichen Gründen und in Bezug auf unterschiedliche Ansätze. Während Merten, Schmidt und Weischenberg generell konstruktivistisches Denken zukünftig für entwicklungsfähig und notwendig ansehen, differenzieren andere Befragte deutlich. Beck präferiert eine phänomenologische Handlungstheorie nach Schütz im Verbund mit einem Sozialkonstruktivismus nach Berger und Luckmann. Er hält sowohl die radikalkonstruktivistische Variante für viele kommunikationswissenschaftliche Themen für irrelevant als auch die neue Spielart des kommunikativen Konstruktivismus für ein Missverständnis von Kommunikation (vgl. auch Beck 2018). Hepp spricht sich für eine „materialistische Phänomenologie“ aus, um die Rolle von Materialitäten in sozialen Konstruktionsprozessen angemessen berücksichtigen und verschiedene „Essentialismen“ („Technologie-Essentialismus“, „Essentialismus des Populismus“) konstruktivistisch analysieren zu können. Diese Position ist an die Forderung gebunden, dass sich der Konstruktivismus weiterentwickeln müsse – darin besteht offenbar weitestgehend Konsens zwischen den Befragten.

Loosen hält die Pluralität konstruktivistischer Ansätze für hilfreich, um einen größeren Resonanzraum zu erzeugen, auch wenn man es sich mit dieser Position der wechselseitigen Toleranz einfacher mache als mit einer forcierten innerkonstruktivistischen Debatte. Sie hält das radikalkonstruktivistische Projekt nach wie vor für ertragreich und relevant, insbesondere in Bezug auf die „Verlängerung und Anwendung konstruktivistischen Denkens auf aktuelle Medien- und Kommunikationsphänomene“. Ähnlich fordert Weischenberg „eine ambitionierte konstruktivistisch gesteuerte Auseinandersetzung mit den Sozialen Medien und ihre Verknüpfung mit dem, was unsere Wirklichkeitskonstruktion durch Massenmedien ausmacht“. Er erhofft sich von einer solchen konstruktivistischen Weiterentwicklung und Anwendung eine gesellschaftstheoretisch relevante Kommunikationswissenschaft.

Zusammenfassung und Fazit

Ich habe die Analyse der schriftlichen Befragung von Konstruktivist*innen verschiedener Generationen und Ansätze zwar chronologisch angelegt,

will damit aber nicht den Eindruck erzeugen, als könne man die konstruktivistischen Strömungen in Phasen einteilen, die suggerieren, bestimmte Entwicklungsprozesse seien abgeschlossen. Winfried Schulz' Nachrichtenwerttheorie ist zwar die älteste der vorgestellten Varianten des Konstruktivismus, aber, wie in den Antworten betont wurde, anschlussfähig an später folgende konstruktivistische Bemühungen (Beck, Loosen, Weischenberg). Der Radikale Konstruktivismus wird zwar von Vertretern des Sozialkonstruktivismus (Beck, Hepp) als eine Art Zwischenstufe für überholt erklärt, weil er kognitivistisch verengt sei und mit seiner systemischen Beschreibungssprache (insbesondere international) nicht anschlussfähig sei. Aber es gibt auch Positionen, die davon ausgehen, dass gerade die im Radikalen Konstruktivismus vertretene prinzipielle Beobachtungsabhängigkeit und Kontingenz von Wahrnehmung, Wissen, Kommunikation oder Handlung für die Analyse (und übrigens auch für die Kritik!) der gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen digitalisierter und algorithmisierter Wirklichkeitskonstruktionen hilfreich ist (Loosen, Weischenberg).

Man kann aus den Antworten insgesamt im Sinn der eingangs formulierten These die brave Schlussfolgerung ziehen, dass der innerkonstruktivistische Diskurs tatsächlich zwar selten und diskontinuierlich stattfindet, aber Anschlusspunkte zumindest vorhanden sind. Allein die zeitliche Spanne konstruktivistischer Theoriebildung scheint ein Indiz dafür zu sein, dass Konstruktivismus zu relevanten Kommunikationsproblemen in der Gesellschaft einen Beitrag leisten kann.

Interessanter sind möglicherweise forschere Schlussfolgerungen, die über die Aussagen der befragten Wissenschaftler*innen hinausgehen. Warum innerhalb der verschiedenen konstruktivistischen Ansätze so wenig Diskussion stattfindet, hat meines Erachtens neben der von Hepp erwähnten eigenwilligen Beschreibungssprache auch damit zu tun, dass die radikalkonstruktivistische Variante tiefer gehende und weiter reichende Besonderheiten aufweist: Dazu gehört die logische und epistemologische Fundierung, die an systemisches, reflexives und strikt ontologisch abstinentes Denken gebunden ist. Das systemische Denken macht es für den eher handlungstheoretisch orientierten Sozialkonstruktivismus

schwer, eine Brücke zu bauen. Das reflexive Denken steigt weitgehend aus der Kausallogik aus und operiert mit kybernetischen, selbstreferenziellen Vorstellungen. Die ontologische Abstinenz schließt jede Form von Materialismus aus, der die Konstruktionen irgendwie materiell ableitbar machen könnte. Alle drei Aspekte hängen eng miteinander zusammen: Systemisches Denken ist immer zirkulär⁶ und selbstreferenziell und damit ohne externe Basis. Die Zumutung des Radikalen Konstruktivismus besteht weiterhin darin, nicht nur soziologisch fundiert zu sein (wie der Sozialkonstruktivismus), sondern auch philosophische Neuausrichtungen zu verlangen, wodurch die logischen und epistemologischen Gewohnheiten herausgefordert werden.⁷

Ein weiterer Grund für die Distanz zwischen verschiedenen Spielarten des Konstruktivismus ist die sprachlich-diskursive Einführung des Radikalen Konstruktivismus – nicht nur, aber auch in die Kommunikationswissenschaft. Diese war geprägt von der Selbstgewissheit der Erneuerung, stellenweise polemisch und propagandistisch statt diskursiv einladend. Allerdings hat sich der sprachliche Pulverdampf nach der Einführungsphase schnell verflüchtigt – es hätte also nachholend durchaus die Gelegenheit gegeben, auf einer sachlichen Ebene den Diskurs aufzunehmen oder zu intensivieren. Die Rezeption des Radikalen Konstruktivismus seitens der Skeptiker*innen und Gegner*innen ist noch heute geprägt durch die Anfangsphase; Weiterentwicklungen werden konsequent ignoriert (Scholl 2017a; 2017b).

Auch das von Thorsten Quandt und Bertram Scheufele (2011) organisierte DFG-Netzwerk *Integrative Theoriekonzepte in der Medien- und Kommunikationswissenschaft* (2006-2009) führte nicht zu einer Vertiefung der Diskursivität. Im Gegenteil: Meine Beobachtung als Teilnehmer war eher die, dass Vertreter*innen verschiedener Theorieansätze eher daran interessiert waren, ihre eigenen Ansätze zu propagieren. Die Diskussionen waren zum Teil geprägt von Unkenntnis der jeweils anderen Theorieansätze und von Unwilligkeit, sich tiefer auf die Theoriealternativen einzulassen. Die aus dem Netzwerk entstandene Publikation belegt dieses Nebeneinander von Ansätzen recht deutlich. Man kann daraus lernen, dass die Stärke der kommunikationswissenschaftlichen Scientific

⁶ Mit Zirkularität oder zirkulärem Denken ist nicht der logische Fehler der Tautologie gemeint oder dass eine Behauptung mit einer Prämisse arbeitet, die die Behauptung bereits beweist.

⁷ Dies kann so weit gehen, dass dem (Radikalen) Konstruktivismus die Wissenschaftsfähigkeit oder zumindest die Empiriefähigkeit abgesprochen wird (Hanisch 2009, 71ff).

Community nicht gerade in der Kommunikationsfähigkeit und Kommunikationswilligkeit besteht. Was in der Kommunikationswissenschaft weitgehend fehlt, sind einigermaßen unvoreingenommene Theorievergleiche. Vielleicht hilft eine zunächst deskriptive, zurückhaltende, sachlich rekonstruierende und noch nicht diskursive Gegenüberstellung in Bezug auf bestimmte Themen-

felder für den Anfang weiter (Scholl 2017c). Eine richtige Debatte zwischen verschiedenen konstruktivistischen Ansätzen steht noch aus – das Themenheft der *Medien & Kommunikationswissenschaft* ist diesbezüglich zu sehr am Kompromiss orientiert. Die verschiedenen Ansätze stehen innerhalb derselben Publikation eher nebeneinander, statt kritisch aufeinander Bezug zu nehmen.

Bibliographie

- Baum, A. & Schmidt, S. J. (Hg.) (2002). *Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten* (= Berichtsband der 46. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, DGPK, vom 23. bis 25. Mai 2001 in Münster). Konstanz.
- Beck, K. (1994). *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein*. Opladen.
- Beck, K. (2018). Die soziale Konstruktion der Mediatisierung. In: Reichertz, J. & Bettmann, R. (Hg.), *Kommunikation – Medien – Konstruktion. Braucht die Mediatisierungsforschung den Kommunikativen Konstruktivismus?* Wiesbaden, S. 63-90.
- Bentele, G. & Rühl, M. (Hg.) (1993). *Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven* (= Berichtsband der 36. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, DGPK, vom 8. bis 10. Mai 1991 in Bamberg). München.
- Geiß, S. (2016). Hans Mathias Kepplinger. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/hans-mathias-kepplinger>, Zugriff am 21.03.2019.
- Hanisch, D. A. (2009). *Darstellung und Kritik des Konstruktivismus aus kritisch-rationaler Perspektive. Zur Frage nach der Existenz der Realität und ihrer objektiven Erkennbarkeit*. Frankfurt am Main.
- Hasebrink, U., Hepp, A., Loosen, W. & Reichertz, J. (Hg.) (2017). Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Themenheft von *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 65 (2).
- Hepp, A., Loosen, W., Hasebrink, U. & Reichertz, J. (2017). Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Über die Notwendigkeit einer (erneuten) Debatte. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, Themenheft *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*, 65 (2), S. 181-206.
- Kepplinger, H. M. (1975). *Realkultur und Medienkultur. Literarische Karrieren in der BRD*. Freiburg, München.
- Loosen, W. (1998). *Die Medienrealität des Sports. Evaluation und Analyse der Printberichterstattung*. Wiesbaden.
- Merten, K., Schmidt, S. J. & Weischenberg, S. (Hg.) (1994). *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Opladen.
- Quandt, T. & Scheufele, B. (Hg.) (2011). *Ebenen der Kommunikation. Mikro-Meso-Makro-Links in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden.
- Reichert, J. (2017). Die Bedeutung des kommunikativen Handelns und der Medien im Kommunikativen Konstruktivismus. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, Themenheft *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*, 65 (2), S. 252-274.
- Schmidt, S. J. (Hg.) (1987). *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt am Main.
- Schmidt, S. J. (2003/2017). *Geschichten und Diskurse*. Reinbek. 2. Aufl. mit einem Vorwort von J. Mitterer, Berlin.
- Schmidt, S. J. (2017). Konstruktivistische Argumentationen als Reflexionsangebote für die Medien- und Kommunikationswissenschaften. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, Themenheft *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*, 65 (2), S. 207-218.
- Scholl, A. (2010). Radical Constructivism in Communication Science. In: *Constructivist Foundations*, Special Issue *Can Radical Constructivism Become a Mainstream Endeavor?*, 6 (1), S. 51-57.

- Scholl, A. (2011a). Konstruktivismus und Methoden in der empirischen Sozialforschung. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 59 (2), S. 161-179.
- Scholl, A. (2011b). Der unauflösbare Zusammenhang von Fragestellung, Theorie, Methode oder: Die reflexive Bedeutung der Methodologie (nicht nur) in der Journalismusforschung. In: Quandt, T. & Jandura, O. (Hg.), *Methoden der Journalismusforschung*. Wiesbaden, S. 15-32.
- Scholl, A. (2011c). Die Wirklichkeiten der Medien. Armin Scholl über den Konstruktivismus in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Pörksen, B. (Hg.), *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden, S. 443-462.
- Scholl, A. (2017a). Rezension zu Kuhlmann, Ch. (2016), *Kommunikation als Weltbezug*, Köln. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 65 (3), S. 619-620.
- Scholl, A. (2017b). Rezension zu Couldry, N. & Hepp, A. (2017), *The Mediated Construction of Reality*, Cambridge, UK, Malden, MA. In: *Publizistik*, 62 (4), S. 489-491.
- Scholl, A. (2017c). Theorien des Journalismus im Vergleich. In: Meier, K. & Neuberger, N. (Hg.), *Journalismusforschung. Stand und Perspektiven*. 2. Aufl. Baden-Baden, S. 375-411.
- Schulz, W. (1976). *Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung*. Freiburg, München.
- Schulz, W. (1989). Massenmedien und Realität: Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung. In: Kaase, M. & Schulz, W. (Hg.), *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde* (= Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie und Soziologie, Sonderheft 30). Opladen, S. 135-149.
- Schulz, W. (Hg.) (1992). *Medienwirkungen. Einflüsse von Presse, Radio und Fernsehen auf Individuum und Gesellschaft. Untersuchungen im Schwerpunktprogramm „Publizistische Medienwirkungen“*. Weinheim.
- Schulz, W. & Schönbach, K. (Hg.) (1983). *Massenmedien und Wahlen* (= Berichtsband der 26. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft vom 2. bis 4. Juni 1982 in Münster). München.
- Weber, S. (2003). Konstruktivistische Medientheorien. In: Weber, S. (Hg.), *Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus*. Konstanz, S. 180-201.

Anhang: Leitfaden⁸

1. Das 1990 hauptsächlich in Münster in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Rundfunk konzipierte und organisierte Funkkolleg Medien und Kommunikation: Konstruktionen von Wirklichkeit gilt als Initialzündung einer großen Debatte im Fach um den Konstruktivismus. Welche Bedeutung hatte diese Debatte für Deine/Ihre wissenschaftliche Position?
2. Bereits in den 1970er-Jahren hatte eine Konstruktivismusdebatte zwischen Winfried Schulz (konstruktivistische Nachrichtenwerttheorie) und Karl-Erik Rosengren (realistische Nachrichtenwerttheorie) stattgefunden.
 - a. Hat das Funkkolleg diese alte Debatte nur neu aufgewärmt oder siehst Du/sehen Sie eine neue Qualität, die einen Unterschied macht? Welche neuen Aspekte kamen durch die Münsteraner Debatte hinzu, die in der Nachrichtenfaktorendebatte noch keine Rolle gespielt hatten?
 - b. Welchen Stellenwert hatte die Vorgänger-Debatte zwischen Schulz und Rosengren für Deine/Ihre eigene Arbeit?
3. Die Konstruktivismusdebatte verlief heftig, blieb aber eine kurze Episode. Gibt es dennoch langfristige Wirkungen auf das Fach? Gibt es Themen, deren Erforschung maßgeblich konstruktivistisch beeinflusst ist?
4. Was hast Du/haben Sie selbst aus der Konstruktivismusdebatte für die eigene Theoriebildung und empirische Forschung mitgenommen?

⁸ Die Fragen waren nicht für alle Befragten gleich; der hier dokumentierte Leitfaden ist die Zusammenstellung der wichtigsten Fragen, die jedoch nicht sämtlich und in derselben

Formulierung allen Befragten gestellt wurden. Insbesondere die Fragen an Winfried Schulz sind stärker auf seine damaligen Beiträge bezogen.

5. Im letzten Jahr hat eine neue Konstruktivismusdebatte in Medien und Kommunikationswissenschaft stattgefunden (Themenheft Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Jg. 65, H. 2). Mein Eindruck ist, dass in diesem Themenheft der Sozialkonstruktivismus stärker zur Geltung kommt. Wie hast Du/haben Sie die Beiträge wahrgenommen? Wo würdest Du Dich/würden Sie sich positionieren? Ist diese Debatte relevant?
6. Was kann man vom Konstruktivismus zukünftig erwarten? Wird es weitere Debattenwellen um den Konstruktivismus geben, oder ist damit eigentlich alles gesagt?

Armin SCHOLL,

Prof. Dr., hat in Mainz und Münster Publizistik (Kommunikationswissenschaft) studiert. 1991 wurde er in Münster promoviert und 2005 habilitiert. Von 1992 bis 1994 hat er zusammen mit Martin Löffelholz das Projekt „Journalismus in Deutschland“ geleitet. Von 1994 bis 1998 war er wissenschaftlicher Assistent an der FU Berlin. Seit 1998 ist er Akademischer Rat (2002 Akademischer Oberrat) an der Universität Münster; seit 2010 ist er dort außerplanmäßiger Professor. 2005/2006 hatte er eine Vertretungsprofessur in Jena, 2008/2009 eine weitere in Hamburg. Er ist Mitglied des Netzwerks „Kritische Kommunikationswissenschaft“ und des „Instituts für Protest- und Bewegungsforschung“ (Berlin).

Seine Forschungsschwerpunkte sind Journalismusforschung, alternative Medien und Gegenöffentlichkeit, Theorien und Methoden der empirischen Kommunikationsforschung.

Die Praxis als indirekter Taktgeber der Publizistikwissenschaft

Der Zusammenhang von Akteurs-Eigenschaften, Fachstrukturen und Strategien der Legitimationsgewinnung

Thomas Wiedemann

Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung,
Ludwig-Maximilians-Universität, LMU, München

Abstract

Der Beitrag fragt nach dem Stellenwert der Medien- und Berufspraxis für die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft. In den Mittelpunkt gerückt wird dafür die Ausgestaltung der Publizistikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg an der Universität Münster in Person von Walter Hagemann, die exemplarisch für den Zusammenhang von Akteurs-Eigenschaften, Fachstrukturen und Strategien der Legitimationsgewinnung steht. Es wird angenommen, dass die Praxis über weite Strecken des 20. Jahrhunderts ein indirekter Taktgeber für die Entwicklung des Fachs war, weil zu seinen führenden Figuren lange Zeit SeiteneinsteigerInnen aus Journalismus, Verlagswesen und Politik zählten, die dem Legitimationsdefizit des Fachs auf Basis ihrer eigenen Berufsvergangenheit vor allem mit einer praxis- bzw. anwendungsbezogenen Wissenschaft begegneten. Mit dieser Strategie ließ sich zwar die Fortexistenz des Fachs sichern, aber kaum akademische Legitimation erreichen. Das Streben nach genuin wissenschaftlicher Reputation und korrespondierend eine zunehmende Distanz zur Medien- und Berufspraxis sowie zu gesellschaftlichen Fragen waren somit bereits in dieser Phase der Fachentwicklung vorgezeichnet.

Fragestellung

Der Beitrag fragt nach dem Stellenwert der Medien- und Berufspraxis für die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft, wählt zur Diskussion dieser Fragestellung eine historische Perspektive und rückt dafür, dem Anlass des 100-jährigen Institutsjubiläums in Münster folgend, die praxisorientierte Ausrichtung der Publizistikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg in Person von Walter Hagemann in den Mittelpunkt.

Es ist bekannt, dass wesentliche Anstöße zur Institutionalisierung der Zeitungskunde aus Journalismus und Verlagswesen kamen, verbunden mit dem pragmatischen Ansinnen, über die Etablierung eines zeitungswissenschaftlichen Fachs und die Schaffung akademischer Ausbildungsmöglichkeiten das Ansehen der Presse bzw. des journalistischen Berufsstandes zu heben (vgl. Meyen 2013; Kutsch 2016). Trotzdem war für das Fach neben dem Legitimationsdefizit an der Universität von Beginn an ein Imageproblem in der Praxis konstitutiv, das sich insbesondere in der Skepsis an

seiner Ausbildungskompetenz äußerte und durch die ideologische Überformung der Zeitungswissenschaft im „Dritten Reich“ weiter Nahrung erhielt (Meyen & Löblich 2006, 59, 64). Und auch in den darauf folgenden Jahrzehnten war die Medien- und Berufspraxis zwar feste Bezugsgröße jeder Diskussion über die Ausrichtung des Fachs (durchaus mit Konsequenzen wie etwa der Einrichtung journalistischer Diplomstudiengänge in den 1970er-Jahren), doch begegnete diese der Publizistik- bzw. Kommunikationswissenschaft dennoch nicht rundweg mit Euphorie und galt für Studierende ohnehin zuvorderst das von Elisabeth Noelle-Neumann (1975, 744) konstatierte „Bedürfnis nach Lehre und Erkenntnis“.

Der Blick auf aktuelle Fachdiskussionen legt den Schluss nahe, dass sich die Kommunikationswissenschaft mittlerweile dieses Themas ganz entledigt hat. So kommen etwa die Beiträge zu der in der *Publizistik* ausgetragenen Selbstverständnis- und Zukunftsdebatte (vgl. zuletzt Strippel et al. 2018) ohne expliziten Verweis auf die Medien- und Berufspraxis aus. Vor dem skizzierten

Hintergrund stellt sich demnach die Frage: War die Praxis tatsächlich ein solcher Impulsgeber für die Entwicklung des Fachs – vergleichbar mit Institutionen, Medieninnovationen, Theorien und Methoden? Und wie ist diese Leerstelle in der heutigen Diskussion zu bewerten? Um es vorweg zu sagen: Die Praxis war kein unmittelbarer Impulsgeber für die Fachentwicklung – zumindest nicht in dem Sinne, dass von ihr direkte Anstöße ausgingen, welche das Fach in eine bestimmte Richtung drängten (einzige Ausnahme möglicherweise: Auftragsforschung). Vielmehr war sie ein indirekter Taktgeber, weil zu den führenden Figuren des Fachs lange Zeit SeiteneinsteigerInnen aus Medien und Politik zählten, die auf Basis ihrer Berufsvorgängerin und angesichts des umstrittenen Status des Fachs eine Wissenschaft entwarfen, die vor allem praktische Relevanz aufweisen sollte. Diese Strategie war zwar geeignet, die Fortexistenz des Fachs zu sichern, akademische Legitimation ließ sich auf diesem Weg allerdings nur bedingt erlangen. Die zunehmende Überlagerung des Praxisbezugs durch das Streben nach genuin wissenschaftlicher Reputation in der weiteren Entwicklung des Fachs war somit bereits in dieser Phase der Fachgeschichte vorgezeichnet. Veranschaulicht wird dieser Gedankengang im Folgenden an der Ausgestaltung der Publizistikwissenschaft in der Nachkriegszeit an der Universität Münster unter Federführung von Walter Hagemann. Für diesen Fokus spricht nicht nur das Münsteraner Institutjubiläum: Hagemann steht wie kein/e Zweite/r für die Tradition der SeiteneinsteigerInnen im Fach und die Situation der Publizistikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg und verweist exemplarisch auf die Legitimationsprobleme, mit denen das Fach über weite Strecken des 20. Jahrhunderts zu kämpfen hatte. Darüber hinaus verfügte Hagemann über einen schier unbegrenzten Handlungsspielraum im damaligen Fach, nahm eine theoretische und methodische Neuausrichtung vor, trieb die Institutionalisierung voran und war akademischer Lehrer einer ganzen Generation späterer FachvertreterInnen.

Wenn dieser Beitrag nach dem Stellenwert der Medien- und Berufspraxis für die Fachentwicklung fragt und dafür das Beispiel der Nachkriegs-Publizistikwissenschaft heranzieht, an deren Spitze Walter Hagemann in Münster stand, folgt er der wissenssoziologischen Grundannahme, dass die Gestalt eines Fachs von kognitiven und sozialen Faktoren bestimmt wird. Das Aufzeigen historischer Identität hat demzufolge immer auch das

Ziel, einen Anstoß zur Selbstreflexion zu geben und gegebenenfalls Neujustierungen anzuregen. Als Referenzrahmen dient neben der Theorie von der „Seinsverbundenheit“ des Wissens (Mannheim 1952, 230) die in der Fachgeschichtsschreibung wiederholt zum Einsatz gebrachte Wissenschaftssoziologie Pierre Bourdieus (1998) und deren Konzepte Feld, Habitus und Kapital. Dementsprechend legen die nächsten Abschnitte dar, welche wesentlichen Akteurs-Eigenschaften (welchen Habitus und welches Kapital) der Seiteneinsteiger Hagemann ins Fach mitbrachte und was grundsätzliche Strukturmerkmale des damaligen Fachs (Konfiguration des Feldes) waren. In den Mittelpunkt gerückt wird dann, welche Gestalt die Publizistikwissenschaft in der Folge annahm und wie sich diese spezifische, auch praxisorientierte Ausrichtung auf die Position im wissenschaftlichen Feld auswirkte. Parallelen zu ähnlich gelagerten Fällen im deutschsprachigen Fach werden zwar aufgezeigt, aber nicht in der Komplexität behandelt wie an anderer Stelle bereits geschehen (vgl. Wiedemann 2012; Wiedemann, Löblich & Meyen 2012; Wiedemann & Meyen 2015; Wiedemann, Meyen & Lacasa-Mas 2018).

Walter Hagemann: Akteurs-Eigenschaften eines Seiteneinsteigers

Als Walter Hagemann (1900-1964) nach dem Zweiten Weltkrieg zum Fach stieß, blickte er auf eine über 20-jährige Tätigkeit in Journalismus und Politik zurück. Nach einer entbehrungsreichen Kindheit und Jugend hatte der gebürtige Rheinländer vor allem Geschichte studiert (und 1922 bei dem Historiker Friedrich Meinecke in Berlin promoviert) und war bereits mit 27 Jahren zum Ressortleiter Ausland bei der prestigeträchtigen Berliner Tageszeitung *Germania* avanciert, dem Sprachrohr des politischen Katholizismus. Dort nahm der soziale Aufsteiger in Leitartikeln zu aktuellen Fragen der Weltpolitik Stellung, verkehrte in den höchsten Kreisen der Weimarer Republik und genoss das Vertrauen mehrerer Reichskanzler. Mehr noch: Als Gesinnungsjournalist par excellence stellte Hagemann ein hohes Sendungsbewusstsein zur Schau und hatte von Beginn an die Möglichkeit, die eigene Weltsicht (Antikommunismus, Christentum, Patriotismus) wirksam nach außen zu tragen und so seinem Idealbild des Publizisten zu entsprechen. Als solchen

definierte er später eine „geistige Persönlichkeit“ des öffentlichen Lebens, die in die Gesellschaft hineinwirken sollte (Hagemann 1947a, 191) – ganz wie es ihm seine akademischen Lehrer (neben Doktorvater Meinecke ebenso der Philosoph Ernst Troeltsch und der Nationalökonom Werner Sombart) vorgelebt hatten. Gewiss: Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete einen Knick in Hagemanns Karriere und hatte eine berufliche Achterbahnfahrt zur Folge. Zunächst wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen, kehre er zwar schon bald als Hauptschriftleiter zum vormaligen Zentrums-Organ zurück, besaß dann aber kaum noch Handlungsspielraum und verließ das bedeutungslos gewordene Blatt 1938 kurz vor dessen Einstellung; ebenso wurde der von ihm in der Folge gegründete Weltpressedienst *Vox Gentium* 1941 dem Reichspropagandaministerium unterstellt und drei Jahre später aufgelöst (vgl. Wiedemann 2017). Gefragt war Hagemanns Habitus erst wieder beim Wiederaufbau des demokratischen Lebens ab 1945 – als Mitbegründer der CSU und erster deutscher Redakteur des US-Zonenblattes *Neue Zeitung* sowie schließlich als Nachfolger von Hubert Max am Lektorat für Zeitungswissenschaft an der Universität Münster. Auch wenn jede Biografie ihre Besonderheiten aufweist, sind Hagemanns Sozialisation und berufliche Erfahrungen typisch für viele SeiteneinsteigerInnen, die vor ihrer Karriere in der Wissenschaft allesamt hochrangige Positionen in den Bereichen Journalismus, Verlagswesen oder Politik innehatten. Prominente Beispiele aus der Fachgeschichte sind hierfür nicht nur der einstige Wirtschaftsredakteur der *Frankfurter Zeitung*, Karl Bücher, der zwar bereits Professor für Nationalökonomie an der Universität Leipzig gewesen war, ehe er dort 1916 das erste Institut für Zeitungskunde gründen konnte, oder sein Nachfolger und der erste ordentliche Lehrstuhlinhaber des Fachs in Deutschland, Erich Everth, vormals unter anderem Chefredakteur beim *Leipziger Tageblatt* (vgl. Koenen 2016). Verweisen lässt sich ebenso auf Hanns Braun (Theaterkritiker bei der *Süddeutschen Zeitung*) und Otto B. Roegele (Chefredakteur der katholischen Wochenzeitung *Rheinischer Merkur*), die 1955 bzw. 1963 ans Münchner Institut gelangten (vgl. Meyen & Löblich 2004), den Niederländer Henk Prakke, der vor allem als Direktor des Verlags Van Gorcum in Assen in Erscheinung getreten war, ehe er 1961 Hagemanns Nachfolger in Münster wurde (vgl. Klein 2006), sowie Fritz Eberhard (Sozialdemokrat, Intendant des *Süddeutschen Rundfunks*) und

Harry Pross (Chefredakteur von *Radio Bremen*), die 1961 bzw. 1968 nach Berlin berufen wurden (vgl. Sösemann 2001). Auf diese Liste gehören weiter, um ein frühes und ein noch fast aktuelles Beispiel aus der Schweiz anzuführen, der Züricher (ab 1938) und Berner (ab 1942) Publizistikwissenschaftler Karl Weber (zugleich weiterhin Redakteur der *Neuen Zürcher Zeitung*) sowie sein Nach-Nachfolger von 1989 bis 2010 in Bern, Roger Blum (davor unter anderem in der Chefredaktion beim *Tages-Anzeiger* tätig), wobei beide auch partei- und medienpolitisch an gewichtiger Stelle aktiv waren (vgl. Blum 2016).

Welche Qualitäten solche Seiteneinsteiger ins Fach mitbrachten, sei am Fall Walter Hagemanns weiter veranschaulicht. Dass der Gesinnungsjournalist 1946 zum Honorarprofessor für Zeitungswissenschaft und Neueste Geschichte an der Universität Münster ernannt und seine Stelle bereits zwei Jahre später in ein Extraordinariat umgewandelt wurde (verbunden mit der Leitung des Instituts für Publizistik), verdankte er vor allem seiner journalistischen Reputation und seinen Kontakten zu hochschulpolitischen Entscheidungsträgern aus dem einstigen Zentrums-Milieu (zu Prälat Georg Schreiber, 1946 Rektor der Universität Münster, und Rudolf Amelunxen, im gleichen Jahr Oberpräsident von Westfalen, aber etwa auch zu dem befreundeten Berliner Publizistikwissenschaftler Emil Dovifat, im Übrigen ebenfalls ein Seiteneinsteiger aus dem Journalismus). In diesem Sinne überrascht es nicht, dass Hagemann unter Verweis auf seine Berufserfahrung, sein außenpolitisches Wissen und seine Kenntnisse der Presse plötzlich als „geborener Vertreter“ der Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft gepriesen wurde. Weiter gedacht und allgemeiner formuliert: Die Kapitalressourcen, die Seiteneinsteiger – zweifelsohne gestandene Persönlichkeiten mit Auftreten – in das Fach hineinbrachten, beinhalteten weniger spezifische akademische Qualifikationen als vielmehr eine praktische Expertise, ein umfassendes Netzwerk in der Sphäre der Öffentlichkeit und damit verbunden ein hohes Maß an gesellschaftlichem Ansehen.

Strukturmerkmale der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft

Dass der Publizist Walter Hagemann 1946 über Nacht zur Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft gelangen konnte und diese in Münster zunächst ohne wissenschaftliches Kapital in Alleinregie ver-

treten durfte, spricht bereits eine deutliche Sprache wie es um die Strukturen des Fachs und seine Position im wissenschaftlichen Feld bestellt war. Wie eingangs bereits erwähnt, war die Gründung der ersten zeitungskundlichen Einrichtungen an deutschen Universitäten mit dem Anliegen verbunden, eine akademische Ausbildung in Sachen Journalismus zu ermöglichen und das Ansehen der Presse bzw. des journalistischen Berufsstandes zu heben. Forciert wurde sie außerdem durch den Siegeszug der Massenpresse sowie durch das Ansinnen von InteressensvertreterInnen und PolitikerInnen, über die neue Fachrichtung mittelfristig Einfluss auf die öffentliche Meinung zu nehmen. Zu dieser Hypothek in Sachen Unabhängigkeit kam erschwerend hinzu, dass die Medien- und Berufspraxis keineswegs geschlossen hinter einer universitären Beschäftigung mit Journalismus und Presse stand und, mindestens ebenso gravierend, die alteingesessenen Fächer große Vorbehalte gegenüber dem akademischen Neuling hatten und dessen Wissenschaftlichkeit infrage stellten (vgl. vom Bruch 1980). Die Zeitungswissenschaft verharrte demzufolge in der Rolle des Nachzüglers unter den Sozialwissenschaften und blieb ziemlich klein und ohne größeres Prestige, bis sich die Mechanismen der wissenschaftlichen Reputationszuweisung während des Nationalsozialismus grundlegend veränderten.

Dementsprechend düster war die Lage nach 1945: Das Fach hatte durch ihre Nähe zu den nationalsozialistischen Machthabern beinahe sämtlichen gesellschaftlichen Rückhalt verloren und fast auch ihr gesamtes Personal (vgl. Bohrmann 2002). Zudem war sie aufgrund ihrer ideologischen Überformung zu einer völligen Neuorientierung gezwungen. Verstärkt wurde die Existenzkrise durch eine äußerst schmale institutionelle Basis – neben Münster blieben nur die Fachstandorte Berlin und München (ebenfalls als Ein-Professoren-Institute) von der Abwicklung verschont. Für den weitgehend nicht kompromittierten Hagemann bedeuteten diese Umstände zwar, dass er gewissermaßen ein leeres Feld betrat und sich folglich ein großer Handlungsspielraum abzeichnete. Konterkariert wurde diese Tatsache aber neben der schlechten Ausstattung des Instituts (Geld, Personal, Räumlichkeiten) vor allem dadurch, dass sein neues Betätigungsfeld mehr denn je ein Legitimationsdefizit (innerhalb und außerhalb der Universität) aufwies und nur über eine geringe Autonomie verfügte. Und auch wenn die Krisensymptome der Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft nach 1945 bis zu einem gewissen

Grade der spezifischen historischen Situation geschuldet sein mögen, stehen sie sinnbildlich für die strukturellen Herausforderungen, denen FachvertreterInnen bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts begegnen mussten (vgl. Meyen & Löblich 2007).

Strategien der Legitimationsgewinnung

In Münster angekommen begann Walter Hagemann sofort mit großem Elan, das Fach nach seinem Habitus auszurichten – und zu diesem gehörten nicht nur sein journalistischer Berufshintergrund und die Dispositionen, über die er als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens verfügte, sondern auch der starke Wille, dem ums Überleben kämpfenden Fach (und damit auch sich selbst) das nötige Ansehen zu verschaffen. Dass er dabei die gesellschaftliche Relevanz und hier insbesondere die Orientierung an der Medien- und Berufspraxis zum höchsten Ziel seiner wissenschaftlichen Tätigkeit machte und dafür selbstverständlich auch auf sein Kapital in Journalismus und Politik zurückgriff, war jedoch ebenso den Strukturen der Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft geschuldet und ist insofern als Strategie zu verstehen, das Fach aus der Krise zu führen bzw. seine Existenz zu legitimieren.

Zu dieser Strategie der Legitimationsgewinnung gehörte zunächst die damals richtungsweisende Ausweitung des Fachgegenstandes, also die Abkehr von der eher geisteswissenschaftlich-historisch ausgerichteten Zeitungswissenschaft hin zur systematischen Wissenschaft von der Publizistik, die Hagemann (1947a, 10) als „Lehre von der öffentlichen Aussage aktueller Bewußtseinsinhalte“ definierte, welche den Inhalt, die Strukturen und die Wirkung aller publizistischen Erscheinungen (Film, Presse, Rundfunk, öffentliche Meinung, Rhetorik, Werbung) zu untersuchen habe. Wichtigste Bezugsdisziplinen im Zuge dieser Neuorientierung, die sich auch über Hagemanns Erfahrung der Meinungsführung im „Dritten Reich“ erklären lässt, sollten fortan die Psychologie, die Soziologie und die Politikwissenschaft sein.

Hagemanns Lehr- und Forschungskonzept folgte außerdem dem Kriterium der praktischen Anwendbarkeit. Die Lehre hatte vor allem den Zweck, die Studierenden an die öffentlichen Berufe heranzuführen. Erfüllt von dem Wunsch, „die besten Kräfte an sich zu binden und sie mit den nötigen geistigen und fachlichen Kenntnissen

auszustatten“ (Hagemann 1947b, 2), plädierte der Münsteraner Institutsleiter wie 30 Jahre zuvor Karl Bücher unter Verweis auf die missliche Lage der Publizistikwissenschaft für eine universitäre Journalistenausbildung. Um dabei eine Verbindung zwischen Theorie und Praxis herzustellen, griff Hagemann auf seine beruflichen Kontakte zurück. Er heuerte von der Universität bezahlte Lehrbeauftragte mit journalistischer Berufserfahrung an, vermittelte Praktika in Redaktionen, organisierte journalistische Schreib-Seminare, die dann von RedakteurInnen geleitet wurden, unternahm Exkursionen und lud hochrangige KommunikationspraktikerInnen im Wochenrhythmus zu Vorträgen ein. Dass eine solche Ausrichtung der Lehre keineswegs bloß in frühen Phasen der Fachgeschichte anzutreffen war, verdeutlichen die rund zwei Jahrzehnte später von den „Jungtürken“ initiierten journalistischen Diplomstudiengänge (vgl. Meyen 2007; um ein solches Diplomexamen hatte sich Hagemann ebenfalls bereits bemüht). Und auch die Lehrgenda von Roger Blum beinhaltete einen ähnlichen „Brückenschlag“ in die Praxis (mit Redaktionsbesuchen, Übungswochen außerhalb der Universität und Gastauftritten von VertreterInnen aus Medien und Politik). Die am Institut für Publizistik betriebene Forschung sollte die Publizistikwissenschaft dagegen wieder an die Sozialwissenschaften heranführen (gerade soziologische Perspektiven waren während des Nationalsozialismus verloren gegangen; vgl. Averbek 1999) und öffentliche Entscheidungsträger mit akademischem Wissen versorgen. So leitete Hagemann ungeachtet der eigenen methodischen Unerfahrenheit mehrere empirische Studien an (vor allem Inhaltsanalysen und Befragungen, etwa zur sozialen Lage des Journalistenstandes, sowie eine Pressestatistik, die sich kritisch mit Konzentrationsprozessen auseinandersetzte).

Was hier schon anklingt: Zu Hagemanns Fach- und Berufsverständnis als Publizistikwissenschaftler gehörte natürlich auch, mit medienpolitischen Forderungen an die Öffentlichkeit zu treten. Doch während sein filmpolitisches Engagement auf fruchtbaren Boden fiel (um für einen verantwortungsvollen Umgang mit dem „publizistischen Ausdrucksmittel“ Film zu sorgen, gehörte er von 1949 bis 1951 der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft an und setzte dort ein stärkeres Gewicht der öffentlichen Hand durch), wurde seine Kritik an der Verlegerpraxis, die für den Niedergang der Qualitäts- und Meinungspressen verantwortlich sei (erneut eine Parallele zu Karl Bücher), von der

Branchenspitze als Kriegserklärung aufgefasst (vgl. Hagemann 1957).

Wie sehr Hagemann dem Fach Anerkennung verschaffen wollte und dabei stets auch mit der Praxis Fühlung nahm, bezeugen nicht zuletzt seine beiden Großprojekte zur Institutionalisierung der Publizistikwissenschaft: Sowohl sein schlussendlich gescheiterter Versuch zur Konstituierung einer Fachgesellschaft (Deutsche Gesellschaft für Publizistik) als auch die von ihm im Jahr 1956 ins Leben gerufene Fachzeitschrift *Publizistik* waren getragen von der Idee, ein Forum des Austauschs und der Vernetzung auch jenseits der Grenzen der Universität zu schaffen. Dass das Bundespresseamt der *Publizistik* einen großzügigen jährlichen Zuschuss gewährte, war selbstverständlich wiederum Hagemanns Kapital zu verdanken.

Dieser letztgenannte Punkt ist der wohl deutlichste Hinweis darauf, dass es dem Seiteneinsteiger Hagemann mit seinem anwendungsorientierten Ansatz durchaus gelang, die Fortexistenz des Fachs zu sichern – zumindest bis zu dem Zeitpunkt, als er durch seinen Wechsel in die Politik und den Auftritt an der Seite von Walter Ulbricht in der DDR schlagartig jeden Kredit verspielte und damit auch die mit ihm personifizierte Publizistikwissenschaft in eine neuerliche Krise stürzte. Gleichwohl waren schon die bisweilen kritischen Forschungsergebnisse aus Münster sowie Hagemanns medienpolitische Stellungnahmen nicht dafür geeignet, die Medien- und Berufspraxis vollends von der Nützlichkeit des Fachs zu überzeugen. Was allerdings noch schwerer wog: Mit der Betonung praktischer Aspekte konnte die Publizistikwissenschaft bei den traditionellen Fächern an der Universität Münster kaum punkten und von den Folgen dieser fehlenden akademischen Reputation wussten die Studierenden (in den Nebenfächern) genauso ein Lied zu singen wie Hagemann selbst (in der Fakultät und gegenüber der Hochschulleitung). Insofern lassen sich einige Aspekte Hagemanns wissenschaftlicher Tätigkeit, wie sie genauso bei anderen SeiteneinsteigerInnen vorzufinden sind, bereits als Versuche lesen, auch der genuin wissenschaftlichen Logik zu folgen, um an der Universität als eigenständiges Fach anerkannt zu werden. Neben der Betreuung publizistikwissenschaftlicher Dissertationen und der sukzessiven (wenngleich immer noch überschaubaren) Ressourcenbeschaffung für sich und sein Institut können dafür ebenso wieder die Systematisierung und theoretische Verortung des Fachs als rudimentäre Sozialwissenschaft, die empirische Forschung mit dem Bemühen um

eine saubere Methodenanwendung, der Einsatz für einen akademischen Abschluss auch jenseits der Promotion, die Initiative zur Gründung einer Fachgesellschaft sowie der erfolgreiche Start der *Publizistik* angeführt werden.

Fazit

Der Publizistik- bzw. dann Kommunikationswissenschaft gelang es bekanntermaßen erst rund eineinhalb Jahrzehnte nach Walter Hagemanns Wirken, ihre Legitimationsprobleme weitgehend hinter sich zu lassen. Entscheidend für die zunehmende Etablierung und den Ausbau des Fachs an den deutschsprachigen Universitäten ab den frühen 1970er-Jahren waren neben der Ausdifferenzierung des Mediensystems (begleitet von einer Debatte um individuelle und gesellschaftliche Wirkungen medial vermittelter Kommunikation) der endgültige Wandel zu einer empirisch arbeitenden Sozialwissenschaft (vgl. Löblich 2010) und damit verbunden die Schwerpunktverlagerung hin zum Paradigma der US-Massenkommunikationsforschung sowie die Orientierung an „wertneutralen“ wissenschaftlichen Qualitätsstandards, wie sie von den Naturwissenschaften gesetzt waren. Damit einher gingen ebenso eine geistige Emanzipation und die Abkehr von der Vorstellung, dass es in erster Linie um die Produktion von anwendbarem Wissen gehe.

Die mit Erfolg beschiedene Ausrichtung an der Logik des wissenschaftlichen Feldes hatte einerseits zur Folge, dass sich das Fach zunehmend aus sich selbst rekrutieren konnte und SeiteneinsteigerInnen mit vorrangig praktischer Berufserfahrung heute nur noch in Ausnahmefällen auf eine Professur berufen werden (so zum Beispiel Tanjev Schultz 2016 in Mainz). Andererseits führte der klare Fokus auf akademische Reputation dazu, dass es den FachvertreterInnen in ihrer Arbeit längst weit weniger um Legitimationserfolg nach außen geht als vielmehr darum, im feldinternen Wettbewerb zu überzeugen (mit Drittmit-

teln, Methodenexpertise, Peer-Review-Publikationen und internationaler Sichtbarkeit). Insofern erscheint es bloß konsequent, dass die praxisbezogene Lehre größtenteils an die Fachhochschulen abgewandert ist, die mehrheitlich betriebene Forschung mit gesellschaftlichen Relevanzargumenten eher spart und auf Normativität weitgehend verzichtet (vgl. Debatin 2017), das Fach in der Öffentlichkeit kaum stattfindet und sich seine VertreterInnen nur in großen Ausnahmefällen in Debatten oder (medien-)politische Entscheidungsprozesse einschalten. Mit anderen Worten: Während die Ausgestaltung der Publizistikwissenschaft in Münster unter Federführung von Walter Hagemann exemplarisch darauf verweist, dass für die Fachentwicklung lange Zeit SeiteneinsteigerInnen mit praktischer Berufserfahrung konstitutiv waren, die dem Legitimationsdefizit vor allem mit einer praxis- bzw. anwendungsbezogenen Wissenschaft begegneten, spricht vieles dafür, die gegenwärtige Distanz der Kommunikationswissenschaft zur Medien- und Berufspraxis, vor allem jedoch gegenüber großen gesellschaftlichen Fragen oder gar Herausforderungen (vgl. Krüger & Meyen 2018) ebenso als Spätfolge ihres lange währenden Ringens um Legitimation zu bewerten. Dass die Praxis heute weder direkter noch indirekter Taktgeber des Fachs ist, mag insofern zwar als gute Nachricht aufgefasst werden, spricht dieser Umstand doch für die flächendeckende Anerkennung der Kommunikationswissenschaft an der Universität und im Sinne Bourdieus (1998) für ein hohes Maß an Autonomie im wissenschaftlichen Feld. Gleichwohl ist der Stellenwert der Kommunikationswissenschaft immer noch eng verbunden mit der Ausbildungskompetenz für Medienberufe, die ihr von Seiten der Studierenden attestiert wird (vgl. Meyen 2013). Zudem ist ihre gesellschaftliche Relevanz augenscheinlicher als je zuvor und dürften sich ihre Sichtbarkeit und Wirkung erhöhen, wenn sie zukünftig wieder stärker auf Fragestellungen auf der gesellschaftlichen Makroebene setzt.

Bibliographie

- Averbeck, S. (1999). *Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934*. Münster.
- Blum, R. (2016). Meine Verwandtschaft mit Karl Weber. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halem-verlag.de/verwandtschaft/>, Zugriff am 31. März 2019.
- Bohrmann, H. (2002). Als der Krieg zu Ende war. Von der Zeitungswissenschaft zur Publizistik. In: *medien & zeit*, 17 (2-3), S. 12-33.
- Bourdieu, P. (1998). *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz.
- Debatin, B. (2017). Der schmale Grat zwischen Anpassung und Integration. Kritische Anmerkungen aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik*, 62 (1), S. 7-23.
- Hagemann, W. (1947a). *Grundzüge der Publizistik*. Münster.
- Hagemann, W. (1947b). Theorie und Praxis. Aus der Arbeit eines zeitungswissenschaftlichen Instituts. In: *Neue Deutsche Presse*, 1 (7), S. 1-3.
- Hagemann, W. (1957). *Dankt die Presse ab?* München.
- Klein, P. (2006). *Henk Prakke und die funktionale Publizistik. Über die Entgrenzung der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft*. Münster.
- Koenen, E. (Hg.) (2016). *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Köln.
- Krüger, U. & Meyen, M. (2018). Auf dem Weg in die Postwachstumsgesellschaft. Plädoyer für eine transformative Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik*, 63 (3), S. 341-357.
- Kutsch, A. (2016). Professionalisierung durch akademische Ausbildung: Zu Karl Büchers Konzeption für eine akademische Journalistenausbildung. In: Koenen, E. (Hg.), *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Köln, S. 82-123.
- Löblich, M. (2010). *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln.
- Mannheim, K. (1952). *Ideologie und Utopie*. Frankfurt am Main.
- Meyen, M. (2007). Die „Jungtürken“ der Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik*, 52 (3), S. 308-328.
- Meyen, M. (2013). Fachgeschichte als Generationengeschichte. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halem-verlag.de/fachgeschichte-als-generationengeschichte/>, Zugriff am 31. März 2019.
- Meyen, M. & Löblich, M. (Hg.) (2004). *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln.
- Meyen, M. & Löblich, M. (2006). *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz.
- Meyen, M. & Löblich, M. (2007). „Ich habe dieses Fach erfunden“. *Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews*. Köln.
- Noelle-Neumann, E. (1975). Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: ein Wissenschaftsbereich oder ein Themenkatalog? In: *Publizistik*, 20 (3), S. 743-748.
- Sösemann, B. (Hg.) (2001). *Fritz Eberhard. Rückblicke auf Leben und Werk*. Stuttgart.
- Strippel, C., Bock, A., Katzenbach, C., Marth, M., Merten, L., Nuernbergk, C., Pentzold, C., Puschmann, C. & Waldherr, A. (2018). Die Zukunft der Kommunikationswissenschaft ist schon da, sie ist nur ungleich verteilt. In: *Publizistik*, 63 (1), S. 11-27.
- vom Bruch, R. (1980). Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Publizistik als Wissenschaft im späten deutschen Kaiserreich. In: *Publizistik*, 25 (4), S. 579-607.
- Wiedemann, T. (2012). *Walter Hagemann. Aufstieg und Fall eines politisch ambitionierten Journalisten und Publizistikwissenschaftlers*. Köln.

- Wiedemann, T. (2017). Surviving in the Journalistic Field: The Catholic Journalist Walter Hagemann's Rollercoaster Ride during the Third Reich. In: *Journalism Studies*, 18 (8), S. 943-959.
- Wiedemann, T., Löblich, M. & Meyen, M. (2012). Praxisorientierung als Überlebensstrategie. Das Fach- und Berufsverständnis des Publizistikwissenschaftlers Walter Hagemann. In: *Studies in Communication and Media*, 1 (2), S. 225-255.
- Wiedemann, T. & Meyen, M. (2015). Ein-Professoren-Institute in der Kommunikationswissenschaft. Plädoyer für eine Fachgeschichtsschreibung, die institutionelle und wissenschaftliche Leistungen voneinander trennt. In: *medien & zeit*, 30 (3), S. 5-14.
- Wiedemann, T., Meyen, M. & Lacasa-Mas, I. (2018). 100 Years Communication Study in Europe: Karl Bücher's Impact on the Discipline's Reflexive Project. In: *Studies in Communication and Media*, 7 (1), S. 7-30.

Thomas WIEDEMANN,

Dr., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München und leitet dort gegenwärtig das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt *Making of... Das handelnde Zusammenwirken im Entstehungsprozess von Spielfilmen in Deutschland*. Er promovierte 2012 mit einer Arbeit über den Publizistikwissenschaftler Walter Hagemann. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Filmsoziologie, Fach- und Theoriegeschichte der Kommunikationswissenschaft, Sozialtheorien sowie Qualitative Methoden.

Die Kluft schließt sich

Über die zunehmende Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung

Jürgen Wilke

Institut für Publizistik, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Abstract

Die Grundthese des Beitrags ist, dass die Kluft zwischen Medienentwicklung und Medienforschung sich aufgelöst hat und dass es zu einer zunehmenden Synchronisierung zwischen beiden gekommen ist. Dabei geht es um den Verlauf dieses Prozesses, seine Gründe und seine Implikationen. Beschrieben wird dies für die gedruckte Presse über die Entstehung von Film und Rundfunk (Radio) sowie des Fernsehens bis zu den Neuen Medien, der Digitalisierung und den Online-Medien. Anschließend werden fünf determinierende Einflussgrößen herausgearbeitet: 1. Die Dynamik der Medienentwicklung: Technik und soziale Aneignung. 2. Die Institutionalisierung der Medienforschung. 3. Die Altersschichtung des wissenschaftlichen Personals. 4. Der Entwicklungsstand der wissenschaftlichen Konzeptualisierung und Methodologie. 5. Historische Randbedingungen. Konstatiert wird am Ende eine Aktualitätsdominanz mit problematischen Folgen.

Die Grundthese meines Beitrags ist, dass die Kluft zwischen Medienentwicklung und Medienforschung sich aufgelöst hat und dass es zu einer zunehmenden Synchronisierung zwischen beiden gekommen ist. Dabei geht es um den Verlauf dieses Prozesses, seine Gründe und seine Implikationen. Verfolgt werden soll er für die gedruckte Presse über die Entstehung von Film und Rundfunk (Hörfunk) sowie des Fernsehens und der Neuen Medien bis zur Digitalisierung und den Online-Medien.

Dass die Entwicklung einer Wissenschaft von ihrem Gegenstand bestimmt wird, ist trivial. Sie setzt diesen Gegenstand voraus und hat insofern in unserem Fall eine materielle Komponente. Eine entscheidende Frage ist, ob und wie sich dieser Gegenstand historisch verändert, erweitert oder entmaterialisiert hat.

Die gedruckte Presse: Zeitung (und Zeitschrift)

Die gedruckte Presse war das erste Medium, das die Kriterien publizistischer Massenkommunikation erfüllte. Sie entstand (von Vorläufern abgesehen) im frühen 17. Jahrhundert. Obwohl die Zeitung sich in Deutschland sehr vielfältig entwickelte,

dauerte es drei Jahrhunderte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, bis eine gesellschaftliche Durchdringung, messbar an der Zahl der Zeitungen (1906: 4.200) und der Gesamtauflage (1910: 17,8 Mio. Exemplare), erreicht war (Wilke 2008).

Eine wissenschaftliche Erforschung dieses Mediums setzte erst mit einigem zeitlichen Abstand zu seiner Entstehung ein. Wie weit man diesen Abstand bemisst, hängt davon ab, was man als „wissenschaftlich“ gelten lassen will. Otto Groth setzt in seiner klassischen Darstellung der *Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft* (1948) mit den Zeitungskundlern des 17. Jahrhunderts ein, die er „Dogmatiker“ nennt. Er behandelt auch, wie die Zeitung im 18. Jahrhundert in den „Zeitungskollegien“ auf die Universität gelangte. Eine eigene Disziplin entstand daraus jedoch nicht. Üblicherweise lässt man, von einzelnen Vorläufern abgesehen, die Zeitungswissenschaft in Deutschland erst mit der Gründung des Instituts für Zeitungskunde durch Karl Bücher an der Universität Leipzig 1916 beginnen (Wilke 2016; Koenen 2016). Erst jetzt wurden die Voraussetzungen erfüllt, dass eine eigene Wissenschaft für die Zeitung auf Dauer gestellt werden konnte: durch Institutionalisierung und durch die Notwendigkeit eine eigene Herangehensweise und Methodologie zu entwickeln.

Bei der Zeitung gab es also eine lang dauernde Kluft zwischen Medienentstehung und wissenschaftlicher Erforschung. Das Medium hatte, als die letztere sich etablierte, bereits eine lange Geschichte hinter sich. Unvermeidlicherweise erhielt diese Wissenschaft zunächst eine historische Prägung: Einmal, weil das Medium diese zurückreichende Geschichte besaß, zum anderen, weil die Institutionalisierung in eine wissenschaftsgeschichtliche Phase fiel, die vom Historismus geprägt war, also von der Überzeugung, dass man Phänomene am besten über ihre Genese wissenschaftlich verstehen und erklären kann. An eigenen Konzepten oder gar einer eigenen Methodologie fehlte es da noch, weshalb man diesbezüglich an bereits vorhandene Wissenschaften, insbesondere an die historischen Disziplinen sowie an die Nationalökonomie und die Soziologie anschloss (Averbeck 1999; Wilke 2016).

Film und Rundfunk (Radio)

Rund drei Jahrhunderte war die gedruckte Presse, bestehend aus den Gattungen Zeitung und Zeitschrift, das einzige publizistische Medium geblieben. Neue Medien entstanden erst wieder am Ende des 19. Jahrhunderts und im frühen 20. Jahrhundert. 1895 gab es die ersten öffentlichen Filmvorführungen, am 23. Oktober 1923 wurde in Berlin das erste Radioprogramm ausgestrahlt. 1932 gab es zwar bereits mehr als 400.000 Rundfunkteilnehmer, doch machten die erst 0,6 % der Bevölkerung aus. Bei beiden Medien ließ die wissenschaftliche Forschung jetzt aber nicht mehr so lange auf sich warten. Allerdings blieben die Ansätze dazu noch bescheiden, und dies, obwohl inzwischen Anknüpfungsmöglichkeiten auf der Ebene der wissenschaftlichen Institutionalisierung bestanden. Es war jedenfalls Emil Dovifat, der Leiter des Berliner Instituts für Zeitungskunde, der 1934 in der Fachzeitschrift *Zeitungswissenschaft* für die „Erweiterung der zeitungskundlichen zur allgemeinpublizistischen Lehre und Forschung“ plädierte. Es komme in Zukunft darauf an,

„die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zu finden, die im Gebiete aller Führungsmittel öffentlicher Meinungs- und Willensbildung, d.h. in der ganzen allgemeinen Publizistik wirksam sind.“
(Dovifat 1934, 15)

Zwar gab es zu diesem Zeitpunkt in den vorhandenen deutschen Fachinstituten bereits einzelne

Lehrveranstaltungen und kleine Abteilungen für den Rundfunk, die auch Material dazu sammelten. Aber dass daraus nicht mehr wurde, hatte mit den historischen Randbedingungen, und zwar den politischen, zu tun. Wie Arnulf Kutsch aufgezeigt hat, standen dem Vorhaben einer „zur *allgemeinen Publizistik* geweiteten Zeitungswissenschaft“ (Dovifat 1934, 17) Hindernisse von zwei Seiten entgegen. Einerseits gab es Widerstände gegen die Einbeziehung des Rundfunks in die Zeitungswissenschaft auf Seiten von deren Fachvertretern, die dem Nationalsozialismus nahestanden. Eine maßgebliche Rolle spielte dabei der Präsident des Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes (DZV), Walther Heide, der sich damit auch weitgehend durchsetzte. Auf der anderen Seite sah der Präsident der Reichsrundfunkkammer, Hans Kriegl, im Rundfunk ein Medium *sui generis*, das nicht der Zeitungswissenschaft untergeordnet werden sollte. Die Verselbständigung zu einer eigenen Rundfunkwissenschaft kam jedoch nicht über die Gründung eines einzigen kleinen Universitätsinstituts in Freiburg im Breisgau hinaus (Kutsch 1985).

So blieb die Rundfunkforschung vor 1945 marginal, obschon das Medium durch die propagandistische Instrumentalisierung einen Aufstieg erlebte. Doch wurden die Wissenschaften ohnehin der NS-Ideologie dienstbar gemacht. Aus politischen Gründen unerwünscht blieb der zukunfts-trächtige Versuch einer sozialwissenschaftlich-empirischen Untersuchung der Radiohörerschaft, wie ihn Paul F. Lazarsfeld 1934 in Wien mit seiner RAVAG-Studie unternahm. Als Jude musste er emigrieren, was die Weiterentwicklung dieser Forschungsrichtung in die Vereinigten Staaten verlagerte. Noch vor dem Ersten Weltkrieg war übrigens bei dem Soziologen Alfred Weber in Heidelberg die erste Dissertation *Zur Soziologie des Kino* entstanden, in der auf der Basis statistischer Daten und einer eigenen Befragung die Zusammensetzung des Kinopublikums untersucht wurde (Altenloh 1914). Eine eigene Filmwissenschaft entwickelte sich daraus zunächst nicht.

Die Idee einer zur Publizistik oder Publizistikwissenschaft entgrenzten Zeitungswissenschaft konnte erst nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland verwirklicht werden. Die Benennung der noch immer wenigen Fachinstitute trug diesem Ziel ebenso Rechnung (außer München, wo man an dem Namen Zeitungswissenschaft festhielt) wie bei der Wahl des Namens der wissenschaftlichen Fachzeitschrift, die seit 1956 *Publizistik* heißt. Rundfunk gehörte jetzt so

selbstverständlich zu den Lehr- und Forschungsgebieten wie Zeitung und Zeitschrift. Einen Schwerpunkt erhielt dieser Gegenstand an dem 1946 wieder eröffneten Institut für Publizistik der Universität Münster. Dort lieferte Walter Hagemann grundlegende Werke zu einer phänomenologischen Deskription des Rundfunks (1954) (und auch des Films 1952). Solche Deskription steht in der Regel am Beginn der Konstituierung eines neuen wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstands. Obwohl der Rundfunk keine der Zeitung vergleichbare Geschichte hatte, standen auch hier zunächst wieder historische Forschungsaufgaben im Vordergrund. Winfried B. Lerg (1965) schrieb in Münster die erste quellenbasierte und theoretisch inspirierte Dissertation über die Entstehung des Rundfunks in Deutschland und gab später eine Buchreihe mit Rundfunkstudien heraus, die er angeregt und betreut hatte. Als institutionelle Basis gründete er dafür auch den Studienkreis für *Rundfunk und Geschichte*.

Für eine methodologisch innovative Rundfunkforschung fehlten in den Instituten für Publizistik lange die personellen und finanziellen Voraussetzungen. Sie gelangte vielmehr von außen her nach Deutschland, und zwar durch die ersten Hörerbefragungen, die von den alliierten Besatzungsmächten initiiert wurden (Bessler 1980). Damit kehrte die von den Nationalsozialisten vertriebene, durch Lazarsfeld begründete Forschungstradition zurück. Nach der Gründung der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten begannen diese, empirisch erhobene Daten über ihr Publikum zu nutzen. Durch die zehnjährige Zusammenarbeit zwischen dem *Süddeutschen Rundfunk* (SR) und dem Institut für Demoskopie Allensbach (IfD) gewann diese Forschung eine fortlaufende Systematik, die in einer Publikation des Ex-Intendanten und späteren Berliner Publizistik-Professors Fritz Eberhard (1962) seinen Niederschlag fand.

Fernsehen

In einer gewissen Analogie zum Radio verlief die Entwicklung beim Fernsehen. Dessen Anfänge reichen, was man lange übersehen hat, bis ins Dritte Reich zurück. Nach Lösung der technischen und organisatorischen Voraussetzungen hatte am 22. März 1935 der erste regelmäßige Programmbetrieb in Berlin begonnen. Doch blieb das neue Medium, bedingt durch die historischen Umstände, in den Kinderschuhen stecken, wur-

de in der Kriegszeit eingefroren und schließlich bis auf wenige Reste eingestellt. Sein Neuaufbau begann seit 1948, das erste, gemeinschaftlich von den ARD-Anstalten getragene Programm ging am 1. November 1954 auf Sendung. Zu diesem Zeitpunkt gab es erst 80.000 Fernseh-Teilnehmer. Fünf Jahre später waren es 3,4 Millionen, 1965 10,0 Millionen, 1970 15,1 Millionen. 1980 war eine weitgehende Sättigung mit 20,8 Millionen Teilnehmer-Haushalten erreicht, so rasch wie bis dahin bei keinem der früheren Medien.

Für eine wissenschaftliche Fernsehforschung fehlten zunächst jedoch ebenfalls die Ressourcen. Aber sie folgte der Etablierung des Mediums wiederum schneller als bei den Vorläufern. In den Instituten für Publizistik wurde das Fernsehen in den Lehr- und Forschungsbetrieb aufgenommen, obgleich die Ausstattung noch immer bescheiden war. Was die Konzeptualisierung anbetraf, so war von entscheidender Bedeutung, dass Mitte der 1960er-Jahre mit der Gründung des Instituts für Publizistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der deutschen Publizistikwissenschaft einsetzte (Löblich 2010).

Bei der Anwendung dieser Methoden war man anfangs immer noch auf die Zuarbeit außeruniversitärer Forschungsinstitute angewiesen. Sie waren auch die Träger der standardisierten Fernseh Zuschauerforschung, die praktisch gleichzeitig mit dem Programmbetrieb begann und zu einem festen Bestandteil der Forschungslandschaft wurde (Bessler 1980). Eine über die Erhebung solcher Nutzungsdaten hinausgehende Fernsehforschung kam hingegen erst in Gang, als sich dafür die personellen, konzeptuellen und methodischen Voraussetzungen verbessert hatten. In den Vordergrund trat in den 1970er-Jahren die Wirkungsfrage, insbesondere bei Wahlkämpfen (Noelle-Neumann 1976). Exemplarisch für die psychologische Fernsehforschung kann man Hertha Sturm (1982) und ihr Institut an der Universität Landau nennen. Außer Umfragen gehörten jetzt auch Experimente und quantitative Inhaltsanalysen zur Standard-Methodologie. Geforscht wurde in enger Anlehnung an die inzwischen fortgeschrittene anglo-amerikanische Kommunikationsforschung, von der manche jetzt auch den neuen Fachbegriff übernahmen. Damit entmaterialisierte sich der Fachgegenstand gewissermaßen auf das Prozesshafte. Daneben entstanden Initiativen zu einer eigenen Film- und Fernsehwissenschaft aus einem philosophisch-pädagogischen Wurzelgrund (Feldmann 1962).

Neue Medien

Die nächste Stufe in der Entwicklung, die ich hier verfolgen will, wurde in den 1980er-Jahren mit den sogenannten Neuen Medien erreicht. Das Rundfunksystem war bis dahin wegen des Frequenzmangels auf die öffentlich-rechtlichen Anstalten und ihre Programme begrenzt geblieben. Dieser Frequenzmangel wurde erst durch neue Technologien obsolet, nämlich durch die Verbreitung über Kabel und Satelliten. Diese eröffneten die Möglichkeit, mehr Rundfunkprogramme als bisher zu veranstalten. Politisch umstritten war, ob dies in neuen, auch privatwirtschaftlich verfassten Organisationsformen geschehen sollte. Aus Furcht vor potenziell negativen Folgen der Programmvermehrung verfügte die seinerzeit amtierende SPD/FDP-Bundesregierung 1979 sogar einen Verkabelungsstopp. Die gleichen Befürchtungen führten dann zu einer bis dahin einzigartigen Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung.

Um die Folgen der potenziellen Medienentwicklung abschätzen zu können, wurden vier Kabelpilotprojekte ins Leben gerufen, in denen die rechtlichen und programmlichen Möglichkeiten künftiger Radio- und Fernsehanbieter erprobt werden sollten. Angeblich geschah dies unter der Prämisse der Rückholbarkeit der Projekte. Dazu wurde eine Begleitforschung in Auftrag gegeben, die gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse für weitere medienpolitische Entscheidungen liefern sollte. Da man sich darüber zwischen den Parteien lange nicht einig geworden war, begann das erste Kabelpilotprojekt Ludwigshafen/Vorderpfalz am 1. Januar 1984 zu einem Zeitpunkt, als die technische Entwicklung den Prüfungszweck praktisch schon hinfällig gemacht hatte. Was sich an diesem Fall zeigte, waren die Grenzen der Steuerbarkeit der technologischen Dynamik, die sich in jüngster Zeit wieder an der Digitalisierung zeigt.

Digitalisierung und Online-Medien

Sieht man von der technischen, militärischen und wissenschaftlichen Vorgeschichte ab, so begann das Zeitalter des öffentlichen Internet und der digitalen Medien in Deutschland Mitte der 1990er-Jahre. 1994 ging der *Spiegel* als erstes Presseorgan ins Netz, erste Tageszeitungen wie die *Schweriner Volkszeitung* und *Die Welt* folgten im Jahr darauf. Neue technische Entwicklungen führten seit Mitte der 1990er-Jahre zu einer enormen Erwei-

terung des Spektrums an Kommunikationsmitteln und ihren Nutzungsmöglichkeiten (Online-Dienste, World Wide Web, *twitter*, *facebook* etc.). Keine andere Technologie setzte sich vorher so rasch durch wie das Internet mit all seinen Anwendungen. Dabei kam es auch zu einer Auflösung der Grenzen zwischen personaler Kommunikation und Massenkommunikation. Gab es 1997 bereits 6,5 Millionen Internet-Nutzer, so drei Jahre später schon 28,6 Mio, und 2003 53,5 Mio. Danach gingen die Zuwachsraten zwar zurück, die Gesamtzahl der Nutzer stieg aber weiter bis auf 83,8 Mio. (2016). Nutzungsforschung dazu begann schon 1995 mit zwei Untersuchungen: Die vom *Spiegel* selbst in Auftrag gegebene Studie *Online – Offline* (1995) und die erste W3B-Benutzeranalyse (Fittkau & Maaß 1995). 1997 veranstaltete das Institut für Demoskopie Allensbach erstmals (und dann jährlich) seine Allensbacher Computer- und Telekommunikationsanalyse (ACTA). Im gleichen Jahr gab die ARD ebenfalls erstmals eine Studie zur Online-Nutzung in Deutschland in Auftrag, die im Jahr darauf gemeinsam mit dem ZDF und seitdem ebenfalls jedes Jahr wiederholt wurde (vgl. auch van Eimeren, Oehmichen & Schröter 1997).

Eine auf die Digitalisierung und Online-Medien bezogene Forschung setzte also geradezu synchron zu deren Verbreitung ein. Das hatte mehrere Voraussetzungen. Seit den 1980er-Jahren war die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an den Hochschulen ausgebaut worden, das wissenschaftliche Personal hatte sich deutlich erhöht. Zugleich kam es zu einer Verjüngung des Personals, und zwar gerade derjenigen, die selbst die „neuen Medien“ bevorzugt nutzen. Inzwischen kann man in der hoch ausdifferenzierten Medienforschung auf ein breites Arsenal von Konzepten und Methoden zurückgreifen. Gängige Theoreme der Selektivität, der Informationsverarbeitung, des Agenda Setting, der Wissenskluff, der Schweigespirale etc. konnten für die neuen bzw. die sozialen Medien adaptiert werden. Von Bedeutung, ja ausschlaggebend dürfte ferner sein, dass die Online-Technologie nicht nur den Zugang zu medialen Inhalten erweitert hat, sondern zugleich als methodisches Instrument eingesetzt werden kann. Man ist jetzt bei Befragungen nicht mehr auf Zuarbeit von außen oder auf eigene Forschungsapparate (z.B. CATI-Studios) angewiesen. Online-Umfragen sind längst zu einer gängigen Münze geworden.

Inzwischen, so scheint es mir, sind die Digitalisierung und die Online-Medien der beherrschende

Gegenstand der Kommunikationswissenschaft. Das lässt sich allein an den Jahrestagungen der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) ablesen. Seit 2013 haben diese sich jedes Mal mit den technologisch bedingten Innovationen in der Medienentwicklung beschäftigt, drei Mal stand der Begriff „digital“ im Tagungsthema (2014, 2018, 2019).

Fazit: Fünf Einflussgrößen

Theoretisch gesehen, wird der Prozess der Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung, wie wir gesehen haben, multifaktoriell determiniert und zwar vor allem durch folgende fünf Einflussgrößen:

1. Dynamik der Medienentwicklung:

Technik und ihre soziale Aneignung

Die grundlegende Triebfeder für die Gegenstandsentwicklung der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist eine technologische, das Vorhandensein von technischen Übertragungstechniken und Verbreitungsmitteln. Mit ihrem Hinzukommen hat sich der Gegenstandsbereich enorm erweitert, vielleicht wie bei kaum einer anderen Wissenschaft. Fast mehr noch als die Technologie selbst ist es deren gesellschaftliche Aneignung, die die Forschungsentwicklung determiniert. Dadurch wächst die Relevanz des Gegenstandes, die auch wissenschaftlich nicht ignoriert werden kann. Langfristig gesehen, lässt sich eine Beschleunigung und eine Steigerung der Innovationsdynamik konstatieren.

2. Institutionalisierung der Medienforschung

Die zunehmende Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung wird durch die Institutionalisierung der letzteren determiniert. Erst diese sichert kontinuierliche, kumulative Erkenntnisgewinnung. Die alte Zeitungswissenschaft besaß in wenigen Universitätsinstituten eine nur schwache institutionelle Basis, was ihren Forschungsleistungen enge Grenzen setzte. Diese Basis verbreiterte sich erst durch den Ausbau des Faches, angefangen in Mainz 1964/65, verstärkt vielerorts dann seit den 1970er- und 1980er-Jahren. Damit verbunden war die Vermehrung der Lehrangebote und der Zahlen von Absolventinnen und Absolventen, was auch auf die Qualifizierung des wissenschaftlichen Personals durchschlug.

3. Die Altersschichtung des wissenschaftlichen Personals

Mit der zunehmenden Institutionalisierung ging eine Veränderung in der Altersschichtung des wissenschaftlichen Personals einher. Karl Bücher war zum Zeitpunkt der Gründung der universitären Zeitungskunde 1916 bereits emeritiert. Die Träger des Faches nach dem Zweiten Weltkrieg waren im fortgeschrittenen Alter. Henk Prakke, der Niederländer in Münster, war, als er die Nachfolge von Walter Hagemann antrat, bereits 61, Fritz Eberhard als Nachfolger von Emil Dovifat (geb. 1890) in Berlin bereits 65. Elisabeth Noelle-Neumann übernahm den Mainzer Lehrstuhl im Alter von 47 Jahren. Eine erste Verjüngung trat erst mit der nächsten Generation ein. Und der institutionelle Ausbau hatte schließlich eine Dominanz der „Jungforscherinnen und Jungforscher“ zur Folge, wie sie sich heute an der Zusammensetzung der Mitgliedschaft der DGPK zeigt. Die Bedeutung der Altersschichtung für die Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung dürfte nämlich auch darin bestehen, dass die Auswahl der Forschungsthemen mit der eigenen Mediennutzung des wissenschaftlichen Personals zusammenhängt.

4. Entwicklungsstand der wissenschaftlichen Konzeptualisierung und Methodologie

Die Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung wird durch den Entwicklungsstand der wissenschaftlichen Konzeptualisierung und Methodologie determiniert. Als die Zeitungswissenschaft im frühen 20. Jahrhundert auf die Universität gelangte, gab es derartiges noch so gut wie nicht. Dies bedeutete für das Fach, dass es an bereits etablierte Wissenschaften anknüpfen musste. Das galt großenteils auch noch in den Anfängen von Hörfunk und Fernsehen. Erst neue Impulse aus der anglo-amerikanischen Kommunikationsforschung, systematische und methodische beispielsweise aus der Sozialpsychologie, änderten die Lage. Bei dem Hinzukommen neuer und sozialer Medien konnte dann man dann auf ein schon ausdifferenziertes theoretisches und methodisches Rüstzeug zurückgreifen.

5. Historische Randbedingungen

Die wachsende Synchronisierung von Medienforschung und Medienentwicklung wird schließlich auch durch außerwissenschaftliche, historische Randbedingungen determiniert. Im engeren Sinne gehören dazu bildungspolitische Entscheidungen,

von denen die Institutionalisierung von Wissenschaft abhängig ist. Im weiteren Sinne standen dahinter aber auch allgemeinere politische Gründe. So im Dritten Reich, also in einer Diktatur, ideologisch begründete Überzeugungen, wie es sie – unter anderen politischen Vorzeichen – später auch in der DDR gab. Aber politische Determinanten gibt es auch in einer Demokratie. Als Beispiel kann noch einmal auf die medienpolitischen Divergenzen bei der Einführung neuer Medien Anfang der 1980er-Jahre in der Bundesrepublik verwiesen werden. Sie hatten interessanterweise eine positive, förderliche Wirkung auf die Synchronisierung von Medienentwicklung und Medienforschung.

Die Aktualitätsdominanz und ihre Folgen

Die inzwischen erreichte weitgehende Synchronität von Medienentwicklung und Medienforschung hat der letzteren eine Aktualisierung

verschafft. Neuerungen in den Kommunikationsmöglichkeiten werden heute in der Regel umgehend von der wissenschaftlichen Forschung aufgegriffen. Dies birgt m.E. aber die Gefahr einer Aktualitätsdominanz, bei der nicht nur die historische Perspektive verloren zu gehen droht (obwohl diese zumindest auch schon auf das Internet und die Online-Medien projiziert wird, vgl. auch Balbi & Magaudda 2018). Vielmehr bekommen die „alten“ Teile des nach wie vor existierenden, keineswegs schon ausgestorbenen Medienspektrums nicht mehr die ihnen gebührende wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Wer betreibt, von der standardmäßigen Werbeträger- und Einschaltquotenmessung abgesehen, heute noch Presseforschung und wer Radioforschung? Und ist auch nicht das Fernsehen in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Verschwinden begriffen? Möglicherweise kommen diese Medien allenfalls noch in ihrer Internetpräsenz in Betracht?

Bibliographie

- Altenloh, E. (1914). *Zur Soziologie des Kino. Die Kino-Unternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher*. Jena.
- Averbeck, S. (1999). *Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934*. Münster.
- Balbi, G. & Magaudda, P. (2018). *A History of Digital Media. An Intermedia and Global Perspective*. New York, London.
- Bessler, H. (1980). *Hörer- und Zuschauerforschung* (= Rundfunk in Deutschland Bd. 5). München.
- Eberhard, F. (1962). *Der Rundfunkhörer und sein Programm. Ein Beitrag zur empirischen Sozialforschung*. Berlin.
- Feldmann, E. (1965). *Aufgaben der Entwicklung der Fernsehwissenschaft*. Essen.
- Dovifat, E. (1934). Die Erweiterung der zeitungskundlichen zur allgemein-publizistischen Lehre und Forschung. In: *Zeitungswissenschaft*, 9 (1), S. 12-20.
- van Eimeren, B., Oehmichen, E. & Schröter, C. (1997). ARD-Online-Studie 1997. Onlinenutzung in Deutschland. In: *Media Perspektiven*, 1 (10), S. 548-557.
- Fittkau & Maaß (Hg.) (1995). *WWW-Benutzer-Analyse*. Hamburg
- Groth, O. (1948). *Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden*. München.
- Hagemann, W. (1952). *Der Film. Wesen und Gestalt*. Heidelberg.
- Hagemann, W. (1954). *Fernhören und Fernsehen. Eine Einführung in das Rundfunkwesen*. Heidelberg.
- Koenen, E. (Hg.) (2016). *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre Kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Köln.
- Kutsch, A. (1985). *Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich*. München u.a.
- Lerg, W.B. (1965). *Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Herkunft und Entwicklung eines publizistischen Mediums*. Frankfurt am Main.
- Löblich, Maria (2010). *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln.

- Neurath, P. (1990). Paul Lazarsfelds Beitrag zu den Anfängen der Massenkommunikationsforschung. In: Langenbucher, W. R. (Hg.), *Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung*. Konstanz, S. 75-86.
- Noelle-Neumann, E. (1974). Wahlentscheidung in der Fernsehdemokratie. In: Romain, L. & Just, D. (Hg.), *Auf der Suche nach dem mündigen Wähler. Die Wahlentscheidung 1972 und ihre Konsequenzen*. Bonn, S. 161-205.
- Noelle-Neumann, E. (1985). *Auswirkungen des Kabelfernsehens. Erster Bericht über die Begleitforschung zum Kabel-Pilot-Projekt Ludwigshafen/Vorderpfalz 1983-1986*. Berlin.
- Spiegel-Verlag (Hg.). *Online-Offline*. Hamburg 1995.
- Sturm, H. (1982). Der rezipientenorientierte Ansatz in der Medienforschung. In: *Publizistik*, 27 (1-2), S. 89-97.
- Wilke, J. (2016). Von der Zeitungskunde zur Integrationswissenschaft. Wurzeln und Dimensionen im Rückblick auf hundert Jahre Fachgeschichte der Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Deutschland. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 64 (1), S. 74-92.

Jürgen WILKE,

Prof. Dr. phil., em. Professor am Institut für Publizistik der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Prof. h.c. der Lomonossow Universität (Moskau) und Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Wien). Hauptarbeitsgebiete: Struktur und Geschichte der Massenmedien, Fachgeschichte der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Nachrichtenwesen, Politische Kommunikation, Internationale Kommunikation. Veröffentlichungen zuletzt: 3 Bd. *Gesammelte Studien* (2009, 2011, 2017) und *Karl Jaspers und die Massenmedien* (2018).

Institution und Gesellschaft

Warum die frühe Münsteraner Entwicklungs- und interkulturelle Kommunikationsforschung keine Nachhaltigkeit entfalten konnte

Stefanie Awerbeck-Lietz, ZeMKI, Universität Bremen
& Petra Klein, Leipzig

Abstract

Dieser Aufsatz hinterfragt, warum die frühe Münsteraner Interkulturalitätsforschung um Henk Prakke und seine Schüler, insbesondere Franz-Josef Eilers, keine nachhaltige Institutionalisierungschance hatte. Aus einer wissenschaftssoziologischen und fachhistorischen Perspektive werden sowohl Pfadabhängigkeiten innerhalb der deutschen Publizistikwissenschaft als auch die isolierte Lage des neuen Forschungsthemas in der jungen Bundesrepublik Deutschland, deren Wissenschaftslandschaft noch wenig Anschlussmöglichkeiten bot, diskutiert. Ausgehend von Münster entwickelte sich zwar ein interessiertes Forschermilieu über verschiedene akademische Statusgruppen hinweg, das allerdings zu begrenzt war, um sich durchzusetzen und interkulturelle Kommunikationsforschung 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als Thema etablieren zu können.

Leerstelle in der Fachgeschichtsschreibung: Die Ausweitung der funktionalen Perspektive auf interkulturelle Kommunikation

In der deutschen Kommunikationswissenschaft ist die Beschäftigung mit interkultureller Kommunikation – anders als in Ländern wie Frankreich, die sich selbst schon sehr viel länger als Einwanderungsgesellschaften begreifen (vgl. Awerbeck-Lietz 2018) – spät, nachhaltig erst ab den 1980er-Jahren und vorrangig über die Philologien, die Pädagogik, die Psychologie sowie die Wirtschaftswissenschaften erfolgt, nicht zuletzt über die Adaption US-amerikanischer Theorie- und Methodenbildung (vgl. Hinner 2018). Denkmotive zu einer interkulturellen Kommunikationsforschung lassen sich auch in Deutschland allerdings bereits schon in den 1960er-Jahren finden – prägnant und durchaus prominent in der Schule der

Münsteraner funktionalen Publizistikwissenschaft um Henk Prakke. Warum jedoch konnten diese – trotz der relativen Exponiertheit – keine Nachhaltigkeit entfalten? Das ist die Frage, die dieser Aufsatz¹ sowohl mit Blick auf das Werk Henk Prakkes (1900-1992)² und seines Schülers Franz-Josef Eilers (geb. 1932)³ als auch auf das publizistikwissenschaftliche Umfeld der Zeit stellt. Dabei schließt der Artikel an einen Beitrag an, den die Autorinnen 2009 in der Festschrift für Arnulf Kutsch zu dessen 60. Geburtstag publiziert haben (vgl. Awerbeck-Lietz & Klein 2009). Ging es damals darum, *wie* Henk Prakke und sein Schüler Eilers das Formalobjekt „Entwicklungs- und interkulturelle Kommunikation“ konzeptualisierten, so nun darum, *warum* dieses Formalobjekt keine Nachhaltigkeit entfalten konnte.

Henk Prakke darf als Ideengeber einer frühen publizistikwissenschaftlichen Interkulturalitätsforschung gelten. Prakke gilt als Grenzgänger zwischen Nationen und Kulturen (vgl. Klein 2006).

¹ Wir danken für kritische Lektüre und Hinweise Arne Lorenz Gellrich, ZeMKI, Universität Bremen.

² Erst vor kurzer Zeit erschien eine biografische Notiz zu Henk Prakke im Biografischen Lexikon der Kommunikationswissenschaft, *Blexkom*: Wiesel (2018).

³ Vgl. zur Biografie von Franz-Josef Eilers: Höller (2007),

Rolfes & Zukowski (2007) sowie Frädriich (2012). Eilers lehrte unter anderem an der „Divine Word School of Theology“ in Tagaytay, der Pontificalen Universität Manila und der Universität Los Baños. Er war Berater des Pontificalen Rates für Soziale Kommunikation im Vatikan und Sekretär des Vorstandes der Asiatischen Bischofskonferenz.

Er war nicht nur der Nestor der „Funktionalen Publizistikwissenschaft“, die es in die Lehrbücher geschafft hat (vgl. unter anderem Beck 2013, 166-167) und die manchmal auch als „Münsteraner Schule“ bezeichnet wird, sondern auch derjenige, der die Ausweitung der publizistikwissenschaftlichen Perspektive auf die kulturspezifischen Entgrenzungen und Begrenzungen von Kommunikation hervorhob, sprich ein früher interkultureller Kommunikationsforscher – was nicht in den Lehrbüchern überliefert ist. Er regte Studierende an, Kommunikationsprozesse außerhalb von Europa zu thematisieren und zu erforschen. Allerdings wurde außereuropäische Forschung, einschließlich der Erforschung schriftloser kultureller Vermittlung, *post Praxke*, der das Institut für Publizistikwissenschaft in Münster 1969 verließ, trotz der Offenheit, auf die er diesbezüglich bei den Münsteraner Studierenden traf, nicht zu einem prägnanten Münsteraner Thema (vgl. Eilers 2000). Die Münsteraner Forschung zu Entwicklungskommunikation und Interkulturalität ist bis heute eine spannende inhaltliche Linie im Fach, obwohl sie weitgehend vergessen ist. Vergessen, weil sie, so unsere These, *keine nachhaltige Institutionalisierungschance* hatte. Zugleich war sie individuell, bemessen an den Biografien von Einzelwissenschaftlern, durchaus erfolgreich: Insbesondere Franz-Josef Eilers, Praxkes Schüler, brachte sie in die außereuropäische Welt und entwickelte sie theoretisch und empirisch weiter.⁴ Mit dem Wissens- und Wissenschaftssoziologen Terry N. Clark (1976) gesprochen, haben wir es so mit einem Forschungsfeld zu tun, das ganz am Anfang stand: Interkulturalitätsforschung als Einzelforschung *ohne breitere, tragende Wissenschaftsmilieus oder Schulbildung*.

Eine wissenschaftssoziologische Antwort: Das Formalobjekt „interkulturelle Kommunikation“ war institutionell und gesellschaftlich isoliert

Legt man das Konzept der kommunikationswissenschaftlichen Fachentwicklung von Maria Löblich und Andreas Scheu (2011) sowie dessen Adaption durch Terhi Rantanen (2017) und eigene For-

schungen zu intergenerativen Bezügen zwischen Forschergenerationen (vgl. Klein 2006; Averbek-Lietz 2010) und zum Zusammenhang von Ideen- und Sozialgestalt der Kommunikationswissenschaft (vgl. Averbek & Kutsch 2002; Averbek-Lietz & Löblich 2017) zugrunde, so fehlte dem jungen Formalobjekt „Entwicklungskommunikation und interkulturelle Kommunikationsforschung“ Ende der 1960er-Jahre aus zwei sich gegenseitig verstärkenden Gründen die Nachhaltigkeit:

1. Die deutsche Gesellschaft als nationaler Kontext der Publizistik- bzw. Kommunikationswissenschaft verstärkte das Forschungsthema nicht. Es spielte in der öffentlichen Kommunikation, Kultur, Politik und Wissenschaft der Zeit noch keine große Rolle.
2. Henk Praxke und andere, zumal Franz-Josef Eilers, etwas später auch Gerhard Maletzke in anderen institutionellen Zusammenhängen, waren in Bezug auf dieses Forschungsfeld zwar individuell innovativ, blieben aber relativ isoliert. Das Interesse von Studierenden kann als solches noch keine Schule bilden. Es fehlte die Anerkennung, Adaption und Rezeption durch direkte *peers* – und zwar auch solche außerhalb des eigenen, relativ kleinen Wissenschaftsmilieus. Dieses Wissenschaftsmilieu lebte von persönlichen Beziehungen, ging aber nicht weitreichend darüber hinaus.

Beide Punkte lassen sich mit dem Konzept von Löblich und Scheu (2011) gut erläutern: Auf der Ebene singulärer *Wissenschaftlerbiografien* und der damit verbundenen, innovativen *Ideen und Konzepte* finden wir einen starken Auftrieb zur interkulturellen Kommunikationsforschung, welche sich auf allen anderen Ebenen aber *nicht* durchsetzen und somit letztlich nicht institutionalisieren kann, obwohl dieser Forschungszweig schon zu jener Zeit mit Blick auf „world politics, economy and culture“ (Rantanen 2017, 345) bereits als hoch bedeutsam hätte wahrgenommen werden können. Kritisch sei angemerkt, dass unseres Erachtens *vernetztes Wissenschaftlermilieu* (vgl. Averbek 1999), das im Modell fehlende Bindeglied zwischen *Biografien, Ideen und Institutionen* bilden – und hier genau die Schwäche lag: Praxkes Ideen zur Interkulturalitätsforschung übersprangen sein Milieu nicht.

⁴ So schreibt Franz-Josef Eilers in einer Email vom 16. Februar 2019 den Autorinnen: „Soweit ich sehe, hat außer mir niemand die interkulturelle Linie weitergeführt.“

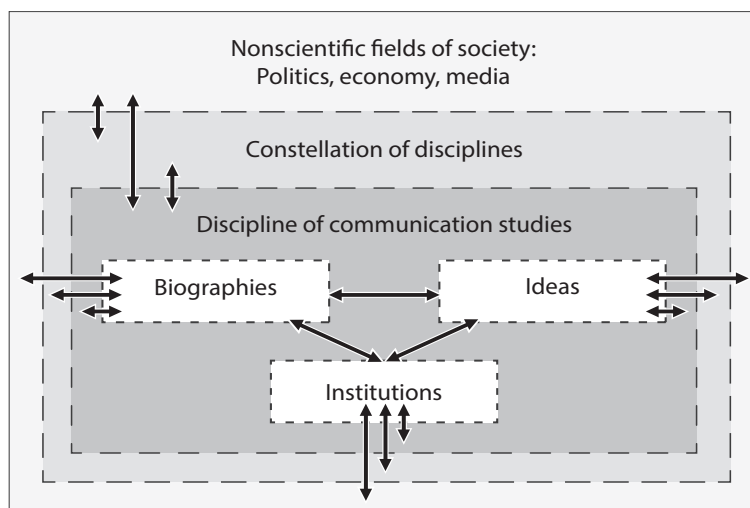


Abb. 1. Modell der kommunikationswissenschaftlichen Fachentwicklung (Löblich & Scheu 2011, 7)

Franz-Josef Eilers war derjenige von Prakkes Schülern, der das Motiv der Entwicklungs- und interkulturellen Kommunikation aufnahm und als Professor für Kommunikations- und Missionswissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Tagaytay/Philippinen weiterführte (vgl. Eilers 1992). Eilers erhielt 2018 den Award des „Asian Media, Information and Communication Centre“ (AMIC), einer der führenden Fachgesellschaften der KommunikationsforscherInnen in Asien. Die Organisation vergibt einmal im Jahr den Award für „outstanding figures in the field“.⁵ Nach Shelton Guanaratne (2016) und Wijayananda Jayaweera (2017), beide auch in Europa durch ihre Forschungstätigkeit sowie ihr Wirken für die UNESCO bekannt, erhielt damit ein Europäer in Asien diesen Preis.

Ganz ähnlich wie im Fall von Gerhard Maletzke (1922-2010) führte Eilers Forschungsweg in den 1970er-Jahren nach Asien – auch Maletzke forschte dort über interkulturelle Kommunikation, später mündend in einer in Deutschland leider wenig beachteten Lehrbuchpublikation (vgl. Maletzke 1996). Als Eilers und Maletzke Deutschland verließen, war an *De-Westernization* der Kommunikationswissenschaft in Deutschland noch kaum zu denken (vgl. zum diesbezüglich immer noch diffusen Status quo Grüne & Ulrich 2012). Gebot der Stunde war vielmehr die europäische Re-Integration der Fachgemeinschaft: Gerade der Niederländer Prakke stand

für die Wiederannäherung der deutschen Kommunikationswissenschaft und -forschung zunächst einmal an ihre europäischen Nachbarn, so vor allem im Rahmen der deutschen Aussöhnung mit den Niederlanden (vgl. Hackforth 1982, 45-48).

Eilers Werk, das vor allem in englischer Sprache für ein asiatisches Publikum erschien, ist wohl die einzige direkte Weiterführung der funktionalen Publizistikwissenschaft zur Erkundung des neuen For-

schungsfeldes interkulturelle Kommunikation: „Ich selbst konnte jedenfalls“, so Eilers,

„in regelmäßigen Vorlesungen zur interkulturellen Kommunikation [...] zahlreiche Studenten aus der ganzen Welt mit den Erfahrungen aus Münster bekannt machen.“

(Eilers 2000, 110)

Eilers (1992, 139ff) griff in seinem in Deutschland gänzlich unbekanntem Lehrbuch *Intercultural Communication* auf die ältere Münsteraner Forschung zurück. Bereits seine eigene Münsteraner Dissertation von 1967 über schriftlose Kulturen in Papua-Neuguinea ist im deutschen Fachkontext in Vergessenheit geraten. Schon in Klaus Mertens Kapitel über „Humankommunikation und archaische Gesellschaften“ in dessen heute klassischer Monografie *Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozessanalyse* (Merten 1977, 135-141) bildete die von Prakke sehr geförderte Dissertation von Eilers (Höller 2000, 229) keinen Anknüpfungspunkt. Und dies obwohl auch Merten in Münster tätig war, dort unter anderem Publizistikwissenschaft studiert hatte und seit 1984 eine Professur für empirische Kommunikationsforschung innehatte (vgl. Meyen 2016). Jüngst haben Alexander Filipović und Klaus-Dieter Altmeppen (2017) mit der Herausgabe der Festschrift zu *50 Jahre Communicatio Socialis* Eilers dem Fachpublikum in Erinnerung gerufen. Neben Michael Schmolke war Eilers Gründerva-

⁵ Siehe AMIC Communication Awards (2018), AMIC Award for Fr. Franz-Josef Eilers, svd. Abgerufen von <https://amic.asia/amic-award-for-fr-franz-josef-eilers-svd>, Zugriff am 31.3.2019.

amic.asia/amic-award-for-fr-franz-josef-eilers-svd, Zugriff am 31.3.2019.

ter und zwischen 1968 und 1987 Herausgeber der *Communicatio Socialis* sowie deren Mit Herausgeber bis 2002 (vgl. Schmolke 2007; Klenk 2012). Die Sonderrolle des stark international orientierten Eilers in der Redaktion von *Communicatio Socialis* offenbart zugleich das Defizit interkultureller Orientierung in der damaligen deutschsprachigen Kommunikationsforschung. Sein Münsteraner Weggefährte Michael Schmolke lobte in diesem Zusammenhang Eilers „Vielfalt und Offenheit“ und eine für diese Zeit ungewöhnliche internationale Vernetzung, die er in die Zeitschrift hinein getragen habe:

„Hätte man in den Jahren 1968 bis 2002 auf einem Globus mit buntkopfigen Nadeln die Länder und Städte bezeichnet, die in *Communicatio Socialis* vorkamen, der Globus wäre benadelt gewesen wie ein Igel. FJE [Franz-Josef Eilers] war ein Nachrichtenbeschaffer und Quellenschließer ersten Ranges und, wie sich später zeigte, als solcher unersetzlich.“ (Schmolke 2017, 11)

Zudem hat Eilers bis in die frühen 2000er-Jahre in *Communicatio Socialis* immer wieder Beiträge zu Themen der sozialen, der Kirchen- und der interkulturellen Kommunikation, zur Kommunikations- und Medienethik aus christlicher und missionarischer Perspektive publiziert. Allerdings war dies eben nicht mehr der institutionelle Zusammenhang des Münsteraner Instituts, sondern der einer international orientierten Zeitschrift für Religionskommunikation und Ethik. Nach seinem Ausscheiden wurde bei *Communicatio Socialis* die Internationalität schwächer (Schmolke 2017, 16).

Dass in der Festschrift *50 Jahre Communicatio Socialis* der ehemalige Münsteraner Schmolke über den fast gleichaltrigen, ehemaligen Münsteraner Eilers reflektiert und beide wiederum viel über den gemeinsamen Bezugspol Prakke geschrieben haben, zeigt noch einmal das *kleine Wissenschaftsmilieu*, das zwar als eine Art informell-persönliches Netzwerk in Teilen bis heute fortbesteht, gleichwohl aber *institutionell* – und damit auch *generativ* – abbrach. Bezeichnenderweise ist der einzige Sekundäraufsatz zu „Henk Prakke und die Entwicklungs- und Religionspublizistik“ von Eilers (2000) selbst verfasst worden. Ebenso symptomatisch schreiben den vorliegenden Beitrag zwei Schülerinnen (die selbst auch nicht mehr der jüngsten Wissenschaftlergeneration angehören) des ehemaligen Münsteraner und später Leipziger

Hochschullehrers Arnulf Kutsch über jenes fachliche Erbe, dessen Vertreterinnen sie selbst sind. Ein Milieu also, aber keine Schule; immerhin eine der Autorinnen verweist zumindest in ihrer Bremer Einführungsvorlesung in die Kommunikationswissenschaft immer auch auf die Münsteraner Publizistikwissenschaft und ihre steckengebliebene Innovationskraft – dies ist jedoch schon Teil der Überlieferung in der Lehre, nicht mehr in der Forschung.

Bezüglich des Forschungszweiges, den Prakke (1967, 11) „Entwicklungs publizistik“ oder „Ethno-Publizistik“ nannte, kann somit von einer Schulbildung, zeitgenössisch sichtbar und darüber hinaus zukunftsweisend, nicht gesprochen werden. Rekuriert man auf Arnulf Kutschs (1982, 94-199) Bibliografie der Münsteraner Dissertationen, lässt sich von den Themen der Ära Prakke (1960-1969) fünf Jahre später (dann hätten die meisten Dissertationen, die Prakke initiiert hat, abgeschlossen sein müssen) kein direkter Bezug zu einer explizit interkulturellen Kommunikationsforschung herstellen. Interkulturelle und auch internationale Themen, zumal mit außereuropäischem Bezug, blieben in diesem Zeitraum Ausnahmen, selbiges trifft für Magisterarbeiten zu. Die Isolierung war doppelt: in Münster bezogen auf das Institut und in Deutschland ebenfalls. Langsam erst entwickelte sich interkulturelle Kommunikationsforschung seit den 1980er-Jahren vor allem aus den Landeskunden der Sprachen heraus sowie in der Pädagogik und den Wirtschaftswissenschaften (Lüsebrink 2008, 4-5; Hinner 2008). Nicht zuletzt die Sonderrolle des stark international orientierten Eilers in der Redaktion von *Communicatio Socialis* offenbart deutlich das Defizit interkultureller Orientierung in der damaligen deutschsprachigen Kommunikationsforschung. Immerhin noch Jörg Aufermann griff 1971 in seiner Berliner Dissertation ähnliche Themen, nämlich „Farm-Radio-Foren“, „Radio-Klubs in der Republik Niger“ und „Landfunkforen in Ghana“, auf. Allerdings tat er dies ohne Bezug zu den Münsteranern, sondern im Rekurs auf US-amerikanische und bereits damals auf indische Literatur sowie Studien im Kontext der UNESCO und im Forschungsfeld „Meinungsführer und Gemeinschaftsempfang“. Auch Aufermann (1971, 119-140) ging also als individueller Forscher einen großen Schritt in Richtung De-Westernization. Hier mag auf eine andere Art wiederum die Biografie eine besondere Rolle gespielt haben: Sein Vater war Generalkonsul in Belgisch-Kongo (vgl. Löblich 2013).

In Bezug auf das Vergessen der Münsteraner interkulturellen Kommunikationsforschung und ihrer verschiedenen Ausprägungen spielen Pfadabhängigkeiten eine entscheidende Rolle: Die NS-Vergangenheit der Zeitungswissenschaft (vgl. Kutsch 1984; Hardt 2002), deren Wiederaufbau als Publizistikwissenschaft unter eminenter Beteiligung gerade von Prakke (vgl. Hemels, Kutsch & Schmolke 2000; Schmolke 2000; Klein 2006), zugleich die Nicht-Anschlussfähigkeit der interkulturellen Kommunikationsforschung nicht nur im eigenen Fach, sondern damals auch in anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern (vgl. Hinner 2018). Sogar das Hauptwerk der frühen Münsteraner interkulturellen und internationalen Kommunikationsforschung, das sogenannte „Afrika-Buch“ (Prakke 1962) aus dem Institut für Publizistikwissenschaft der Universität Münster, ist nach unseren Recherchen im deutschsprachigen Raum heute weitgehend vergessen.

Relevanz auch ohne Nachhaltigkeit: Entwicklungskommunikation und interkulturelle Forschung in Münster

Was genau machte die interkulturelle Forschung in Münster aus? Analytisch ist mit Franz-Josef Eilers (1987) auf den Klammerbegriff „soziale Kommunikation“ zu blicken, der andere Formen umschließt, so die interpersonale, die intergrupale, die interkulturelle, die massenmediale Kommunikation und zwar *transmedial*:

„Soziale Kommunikation wird immer die Interrelationen der verschiedenen Kommunikationsmittel untereinander und innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Gegebenheiten betrachten, wie etwa den multimedialen Gebrauch der Kommunikationsmittel. Sie wird aber auch einzelne Elemente, wie den Kommunikator, nicht isoliert und einseitig als Verbreiter einer Information sehen, sondern als einen Menschen, der, von seiner Kultur und Gesellschaft geprägt, dadurch in seinem Kommunikationsverhalten bestimmt und möglicherweise auch begrenzt wird. Dies gilt über alle technischen Möglichkeiten hinaus [...].“

(Eilers 1987, 7)

Eilers definiert weiter interkulturelle Kommunikation ähnlich wie Maletzke (1996) als zugleich *prozessorientiert* und – in normativer Hinsicht – *verständnisorientiert*:

„Interkulturelle Kommunikation kann als die Kommunikation zwischen Mitgliedern verschiedener Kulturen definiert werden. Als Mitglieder dieser Kulturen bringen Sender und Empfänger verschiedene Kenntnisse, Erfahrungen und Erwartungen ein, die sie im interkulturellen Kommunikationsprozess auf einen gemeinsamen Nenner und ein gemeinsames Verstehen zu bringen versuchen.“

(Eilers 1997, 89)

Schon Prakke (1962, 8) verfügte über eine Systematik der interkulturellen „Verständigung“ und führte die Dimensionen „Kontakt“, „Umgang“ und „Begegnung“ zwischen den Kulturen ein, wobei diese Stufen solche der *Intensität der Austauschbeziehung* sind. Gleiches finden wir später bei Maletzke, nun auf der Basis vorrangig US-amerikanischer Literatur: Je intensiver die Kontakte zu fremden Kulturen sind (zum Beispiel Arbeitsbeziehungen vs. Tourismus), umso bereichernder, verständigungsfördernder werden sie von den Beteiligten auch empfunden (vgl. Maletzke 1996, 151-153).

Maletzke hat Prakkes „Afrika-Buch“ 1963 sehr positiv rezensiert. Bei Prakke sei auf faszinierende Weise nachzulesen, „wie die modernen Kommunikationsmittel zusammentreffen mit uralten publizistischen Aussageformen – mit Lied und Gedicht, Gerücht und Legende, Trommel und öffentlicher Rede – und wie diese Formen teils neben den Massenmedien herlaufen, teils von diesen aufgenommen, teils aber auch von den Massenmedien in der Wurzel bedroht werden“ (Maletzke 1963b, 311). Hinzuzufügen ist, dass dieses Buch, Werk eines Autorenkollektivs, entstanden aus der gemeinsamen Arbeit mit Münsteraner Studierenden, die wohl erste Bibliografie zur Medien- und Kommunikationsforschung mit Blick auf den afrikanischen Kontinent enthielt, erarbeitet von Winfried B. Lerg (Lerg 1962).

Öffentliche mediale Kommunikation kann unter interkulturellen Aspekten analysiert werden, als erstens die zugrundeliegenden Technologien selbst (auch) kulturelle Artefakte darstellen, die wiederum innerhalb bestimmter Lebenswelten kollektive und individuelle Aneignungen erfahren. Zweitens vermittelt öffentliche mediale Kommunikation Wissen über andere Kulturen und Einstellungen gegenüber solchen. All diese Ebenen: interpersonale interkulturelle Begegnung, Medien als kulturelle Artefakte und als Kulturvermittler wurden von Prakke und Eilers in den 1960er-Jahren betrachtet. Sicher, die Begrifflichkeiten sind andere als heute, sie entsprechen weitgehend

denen der funktionalen Publizistikwissenschaft. Mag die von Prakke formulierte „Soziusfunktion“, die lebensbegleitende Funktion der Massenmedien (vgl. Klein 2006, 207-212) heutigen KommunikationswissenschaftlerInnen noch bekannt sein – der Terminus der „Inspiration“ (Klein 2006, 214-215) wohl nicht. Er meint, ähnlich wie Maletzkes (1963a, 103) „Bild vom Rezipienten beim Kommunikator“, ein indirektes Feedback: „Inspirierend und reagierend hat das Publikum teil an aller Publizistik, die eben erst dadurch zur zwischenmenschlichen Kommunikation wird“ (Prakke 1961, 10). Eilers griff den Terminus „Inspiration“ als funktional-publizistischen in seinen religions- und entwicklungspublizistischen Schriften auf: Keine Kommunikation für Entwicklung ohne „Inspiration“ durch die, an die diese Kommunikation gerichtet ist (Eilers 1967, 219), letztlich also durch kommunikative „bottom-up“-Prozesse. Linear-diffundierende Kommunikationsvorstellungen „top-down“, wie sie zeitgleich die Modernisierungstheoretiker vertraten und damit das zwischen 1945 und 1965 dominante Paradigma der Entwicklungskommunikation schufen (vgl. del Corte 2008), waren und sind damit nicht zu denken (dezidiert gegen solche Eilers 1992). Prakke und seinen Schülern gelang ein in ihrer Zeit alternativer Zugang zur Entwicklungskommunikation, der Kultur als Bedingung und Folge von Kommunikation ernst nahm. Will man dies klassifizieren, so entspricht es einer frühen *partizipatorischen* Auffassung von Entwicklungskommunikation (in diesem Sinne Eilers (2004)),⁶ die sich paradigmatisch erst seit den 1970er-Jahren im Anschluss an Debatten innerhalb der Vereinten Nationen (UN) etablierte (del Corte 2008, 19).⁷ Prakke und seine Mitarbeiter und Studierenden, darin vielfach bis heute belächelt und auf „Trommelpublizistik“ (Schütz 2007, 41) reduziert, waren die ersten in Deutschland, die afrikanische Mediensysteme nach publizistikwissenschaftlichen Kriterien systematisierten und zwar – den Prämissen der funktionalen Publizistik entsprechend – maßgeblich unter *medienkulturellen* Aspekten. Sie begriffen die gesellschaftliche/gemeinschaftliche Kommunikation in afrikanischen

Ländern als interdependent massenmedial *und* oral strukturiert. Eilers (1992, 127-133) griff außerhalb der deutschsprachigen Forschung die Münsteraner Afrika-Forschung wieder auf und aktualisierte sie durch Frank Ugboajahs (1982) inzwischen klassische Studien über „Oramedia“. Die Spur der Münsteraner Afrikaforschung verlor sich unterdessen im „Wörterbuch zur Publizistik“ von 1970 mit einem Eintrag zu „Afrika“ (Koszyk & Pruys 1970, 22); die Nachfolgepublikation (Koszyk & Pruys 1982) enthielt das Stichwort schon nicht mehr.

Schaut man in die Forschung zum Verhältnis von „Ideen“ und „Institutionen“ so ist das Konzept von Elisabeth Bromley (2008, 52-63) hilfreich, das auf das *Framing* einer Idee (als die man die interkultureller Kommunikationsforschung bezeichnen könnte), ihre *Spezifität* (eine geschlossene Theorie hatten Prakke und Schüler damals – anders als später Eilers – noch nicht entwickelt), und zugleich ihre *Kompatibilität und intersubjektive Anschlussfähigkeit*, somit *Langlebigkeit*, zielt. All diese Punkte konnte die interkulturelle Publizistik von Prakke und Eilers offenbar nicht erfüllen. Begriffe wie „Afrikabuch“ als „Märchenbuch“ und „Trommelpublizistik“ legen nahe, dass die *Akzeptanz* außereuropäischer Forschungsfelder generell schwach war.

Noch immer nachhaltig: Ethnozentrismus in der Forschung

Seit etwas über zehn Jahren, seit 2008 erscheint das *Journal of African Media Studies*, das sich seit seiner ersten Nummer der „afrikanischen Forschungslücke“ in der internationalen Kommunikationswissenschaft widmet und darauf hinweist, dass die Forschung lange durch westlich-ethnozentrische Forschungsperspektiven *auf* Afrika geprägt war (vgl. Ndlela 2009; Musa 2009, 47-48). Abgelöst wurden die meist modernisierungstheoretischen, entwicklungsoptimistischen Theorien der 1950er- und 1960er-Jahre, die gesellschaftliche Transformation im Sinne der Angleichung an westliche Systeme verstanden, von der „Dependenztheorie“, die die afrikanischen Gesell-

⁶ Hepp (2006, 46) definiert partizipatorische Auffassungen in der Theorie der Entwicklungskommunikation wie folgt: „Entwicklung erscheint als ein partizipativer Prozess, d.h., sie kann nicht als ein von Eliten initiiertes Wandel einer Gesellschaft im Sinne von Modernisierungsvorstellungen verstanden werden, sondern als polyphone Partizipation, die verschiedene lokale, regionale und nationale Gruppen und Gemeinschaften einschließt“.

⁷ Vgl. zur Theoriengeschichte der Entwicklungskommunikation Hepp (2006, 35-49), Chalaby (2007), Paul (2008), del Corte (2008) sowie zu den Zielen von Entwicklungskommunikation Servaes (1999), speziell für die Anwendung des Modernisierungsparadigmas auf Afrika Ndela (2009, 60-63) und Musa (2009).

schaften und Medien dem westlichem Kulturimperialismus unterworfen sah (Ndlela 2009, 61f).⁸ Dependenz ist eine Perspektive, die im Münsteraner „Afrika-Buch“ 1962 noch keine Rolle spielte, allenfalls ex negativo und dann normativ: *Gleichberechtigt* soll die Kommunikation zwischen westlichen und postkolonialen Staaten künftig sein. Dabei dient die massenmediale Kommunikation in diesen Staaten, Prakke folgend, der inneren Stabilisierung und Nationenbildung (Prakke 1962, 9) – eine Argumentation, die seit den 1970er-Jahren innerhalb der UN insbesondere von den Entwicklungsländern selbst, den „Blockfreien“, aber auch westlichen Ländern wie Frankreich immer wieder vertreten worden ist: Nationale Medien, einschließlich Nachrichtengagenturen, sollen als „Nationenbilder“ dienen.⁹ Prakke (1962, 10) war sich bewusst, eine westlich zentrierte Perspektive nur schwer vermeiden zu können: Er verbinde die „Entgrenzung der Publizistik“ mit „dem Gedanken, methodische und begriffliche Ergebnisse der wissenschaftlichen Publizistik auch einmal an außerdeutschen, ja außereuropäischen Bedingungen zu messen“. Wenn man sich auch schon Anfang der 1960er-Jahre explizit gegen ebensolche wandte, frei von Eurozentrismus sind die Argumentationen der funktionalen Publizistikwissenschaftler nicht. Der normative Horizont und die Pfadabhängigkeit einer westlich zentrierten Publizistikwissenschaft bleiben sichtbar. Zwar sollten „bisherige Kulturelemente“ in Entwicklungsländern kennengelernt und stabilisiert werden, teleologisch war das aber gerichtet (als „pädagogische Aufgabe“, so Eilers (1967, 223)) auf das „industrialisierte, zivilisierte Leben“, mit dessen „Verquickung“ diese „zu neuer Blüte und neuer Entwicklung“ kommen sollten (Eilers 1967, 221). Sowohl Eilers als auch Prakke waren Befürworter der De-Kolonialisierung und blieben doch zugleich Anwälte ihrer eigenen Kultur. „Globalisierung“ sahen sie als künftig zu erwartende, weltweite und unumkehrbare Entwicklung an. Konzeptuell fassten sie diese als „Entgrenzung“ (Eilers 1967, 221). Später, längst selbst in Asien integriert, wo er bis heute lebt, hat Eilers sein Wirken und sein Werk in den Dienst der Aufklärung über Ethnozentrismus gestellt (Eilers 1992, 8, 109ff). Eilers Spätschriften zur

interkulturellen Kommunikation sind theoretisch und empirisch gesättigt und führen europäische, asiatische und US-amerikanische Forschungstraditionen zusammen. In seinem Lehrbuch von 1992 kennzeichnet er interkulturelle Kommunikationsforschung treffend als transdisziplinäres Forschungsgebiet mit Überlappungen zur Anthropologie, Soziologie, Psychologie, Linguistik und Philosophie. Und er sieht Prakke als Vorläufer in einer Zeit, die für das Forschungsfeld noch weitgehend blind war:

„Henk Prakkes Erbe lebt so auch heute noch, wenn auch in einer Art und Weise, die damals in den 1960er Jahren keiner von uns geahnt hat, als wir von dem Afrikabuch etwas ironisch als dem ‚Märchenbuch‘ sprachen. Aus meiner heutigen Sicht und Erfahrung war es wesentlich mehr als ein Märchen, was wir von unserem Meister hörten. Es war die Erfahrung und Sicht eines vorausschauenden Visionärs.“

(Eilers 2000, 110)

Prakkes „Vision“ quo vadis? Ein Forschungsfeld „in Konsolidierung“ seit Mitte der 2000er-Jahre

Wie ist es heute um die „Vision“ einer inter-/transkulturellen Kommunikationswissenschaft und -forschung bestellt, fast 20 Jahre nach den Worten Eilers zu Prakkes Visionen von damals? Eine zentrale Institutionalisierung ist seitdem immerhin gelungen: Auf Initiative von Martin Löffelholz und Hartmut Wessler gründete sich 2010 in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) die Fachgruppe „Interkulturelle und Internationale Kommunikation“. Die Möglichkeit dazu ging mit der Ausdifferenzierung der DGPK selbst einher, die zu Prakkes Zeiten noch nicht in der Weise diversifiziert war.

Indes fällt auch hier eine personengebundene Entwicklungslinie auf: Martin Löffelholz hat schon Mitte der 1980er-Jahre wiederum in Münster Seminare zum „Nord-Süd-Fluß der Nachrichtenkommunikation“ gehalten (eine der Autorinnen dieses Artikels hat sie besucht). Ähnlich wie Prakke lehrte und forschte Löffelholz voraus-

⁸ Die Dependenztheorie geht maßgeblich auf Herbert I. Schiller zurück und wurde vor allem in Bezug auf den US-amerikanischen „Kulturimperialismus“ in Lateinamerika entwickelt, später aber unter anderem im Kontext der Cultural Studies revidiert. Die Standardisierungsthese Schillers impli-

ziert Reiz-Reaktions-Vorstellungen, wie sie einem Paradigma der „Aneignung“ nicht mehr entsprechen (vgl. del Corte 2008, 17ff).

⁹ Vgl. zu den Debatten um „free flow“ oder „balanced flow of information“ zusammenfassend Paul (2008, 227-230).

schauend. Gleichwohl hat es vom Nord-Süd-Seminar noch einmal über 20 Jahre bis zur Gründung der DGPK-Fachgruppe „Internationale und Interkulturelle Kommunikation“ gebraucht, die heute Christine Horz und Julia Lönnendonker leiten. 2012 entstand aus dieser Fachgruppe heraus das Sonderheft *Grenzüberschreitende Medienkommunikation* der Fachzeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft*. Vorsichtig sprechen in der Einführung die HerausgeberInnen Hartmut Wessler und Stefanie Averbek-Lietz (2012, 5) von „Konturen eines Forschungsfeldes im Prozess der Konsolidierung“. Drei im engeren Sinne kommunikationswissenschaftliche Lehrbücher (Hepp 2006; Kübler 2011; Wessler & Brüggemann 2012) sind in Deutschland im Forschungsfeld inter-/transnationale Kommunikation seit Mitte der 2000er-Jahre erschienen. Trotzdem, Bezüge auf die Münsteraner Anfänge der interkulturellen Kommunikationsforschung findet man auch in diesen Lehrbüchern nicht.

Wissenschaftssoziologisch betrachtet, wiederum sei an dieser Stelle auf Terry N. Clark (1976) rekurriert, hat die nunmehr etablierte Kommunikationswissenschaft dem Forschungsfeld in Deutschland relativ spät eine Institutionalisierungschance gegeben – vermittelt über Personen, die zugleich als akademische LehrerInnen, als ForscherInnen und schließlich auch fachpolitisch agierten (wie Martin Löffelholz und Hartmut Wessler). Dies geschah im Kontext einer auf das Internationale gerichteten Wissenschaftspolitik im fortschreitenden Prozess der Globalisierung. Der forcierte Blick nach außen, die *Entgrenzung*, war für diese Entwicklung hochrelevant. Vorbilder für die

Gründung der DGPK-Fachgruppe „Internationale und Interkulturelle Kommunikation“ waren zeitlich früher gegründete, vergleichbare Gruppen in internationalen Fachgesellschaften wie der *International Communication Association* (ICA) und der *International Association for Media and Communication Research* (IAMCR). Internationalisierung und der Blick insbesondere aufs englischsprachige Ausland prägten die Kommunikationswissenschaft spätestens seit der Jahrtausendwende und mit dem Bologna-Prozess für einen Europäischen Wissenschaftsraum (vgl. Wissenschaftsrat 2007; Münch 2011).

Für eine Prognose, wie sich das Forschungsfeld der interkulturellen und internationalen Kommunikation in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft zukünftig weiter entwickeln wird, ist es zu früh. ‚Lernen von den Alten‘, Praxek und Eilers, kann in dem Falle auch heißen: nicht nur nach Europa zu schauen und nicht nur in die anglophone Welt. Ohne Bezug auf diese beiden Vordenker haben jüngst Carola Richter, Michael Brüggemann, Susanne Fengler und Sven Engesser eine neue Buchreihe im Verlag Springer VS begründet, die *Studies in International, Transnational and Global Communications* – erste Publikationen, unter anderem zum Journalismus im afrikanischen Burundi (vgl. Haasen 2019), sind erschienen. Und die ReihenherausgeberInnen kommen nicht aus *einem* Herkunftsmilieu für Kommunikationswissenschaft oder der gleichen Institution für Kommunikationswissenschaft oder, vielmehr bilden sie ein *thematisch an inter-/transkultureller Kommunikation orientiertes ForscherInnenmilieu, sie teilen eine Idee.*

Bibliographie

- Aufermann, J. (1971). *Kommunikation und Modernisierung. Meinungsführer und Gemeinschaftsempfang im Kommunikationsprozess*. Diss. München-Pullach.
- Averbek, S. (1999). *Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1935*. Münster.
- Averbek, S. & Kutsch, A. (2002). Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960. In: *medien & zeit*, 17 (2-3), S. 57-67.
- Averbek-Lietz, S. (2010). *Kommunikationstheorien in Frankreich. Der epistemologische Diskurs der Sciences de l'information et de la communication 1975-2005*. Berlin.
- Averbek-Lietz, S. (2018). Intercultural Communication in France. In: Kim, Y. Y. (Hg.), *The International Encyclopedia of Intercultural Communication*. Bd. 2 (F-I). Hoboken, S. 1093-1101.
- Averbek-Lietz, S. & Klein, P. (2009). Entwicklungs- und interkulturelle Kommunikation in der funktionalen Publizistikwissenschaft. Henk Praxek und Franz-Josef Eilers. In: Averbek-Lietz, S., Klein, P. & Meyen, M. (Hg.), *Historische und systematische Kommunikationswissenschaft. Festschrift für Arnulf Kutsch*. Bremen, S. 215-237.

- Averbeck-Lietz, S. & Löblich, M. (2017). Kommunikationswissenschaft vergleichend und transnational. Eine Einführung. In: Averbeck-Lietz, S. (Hg.), *Kommunikationswissenschaft im internationalen Vergleich. Transnationale Perspektiven*. Wiesbaden, S. 1-29.
- Beck, K. (2013). *Kommunikationswissenschaft*. Konstanz.
- Bromley, E. (2008). *Shaping the Charter. How Ideas are Institutionalized in Multilateral Development Organisations*. Diss. University of Princeton.
- Chalaby, J. K. (2007). Beyond Nation Centricism. Thinking International Communication from a Cosmopolitan Perspective. In: *Studies in Communication Sciences*, 7 (1), S. 61-83.
- Clark, T. N. (1976). Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung. In: Weingart, P. (Hg.), *Wissenschaftssoziologie II. Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung*. Frankfurt am Main, S. 105-121.
- del Corte, C. (2008). Participatory and Development Communication: What now? In: *Studies in Communication Sciences*, 8 (2-3), S. 13-25.
- Eilers, F.-J. (1964). *Christliche Publizistik in Afrika. Eine erste Erkundung*. Steyl.
- Eilers, F.-J. (1967). *Zur Publizistik schriftloser Kulturen in Nordost-Neuguinea*. Diss. Steyl.
- Eilers, F.-J. (1987). Zum Begriff „soziale Kommunikation“. In: *Communicatio Socialis*, 20 (1), S. 1-10.
- Eilers, F.-J. (1992). *Communicating Between Cultures. An Introduction to Intercultural Communication*. New, enlarged Edition. Manila.
- Eilers, F.-J. (1997). Kirche und interkulturelle Kommunikation. In: *Communicatio Socialis*, 30 (2), S. 89-100.
- Eilers, F.-J. (2000). Henk Prakke und die Entwicklungs- und Religionspublizistik. In: Hemels, J., Kutsch, A. & Schmolke, M. (Hg.), *Entgrenzungen. Erinnerungen an Henk Prakke*. Assen, S. 108-115.
- Eilers, F.-J. (2004). Globalization. Local Realities and Religious Communication. In: *The Milestone*, 2, S. 207-217.
- Filipović, A. & Altmepfen, K. D. (Hg.) (2017). *Soziale Kommunikation im Wandel. 50 Jahre Medienethik und Kommunikation in Kirche und Gesellschaft*. Baden-Baden.
- Frädrich, M. (2012). *Pater Franz-Josef Eilers SVD wird 80*. Abgerufen von <https://www.steyler.eu/de/news-berichte/nachrichten/2012/Pater-Franz-Josef-Eilers-SVD-wird-80.php>, Zugriff am 31. 3. 2019.
- Grüne, A. & Ulrich, D.-C. (2012). Editorial. (De-)Westernizing Media and Journalism Studies: Demarcating, Transcending and Subverting Borders. In: *Global Media Journal Germany*, 2 (2), S. 2-10.
- Haasen, B. (2019). *Journalismus in Burundi. Erfahrungswelten in Konflikt und Transformation*. Wiesbaden.
- Hackforth, J. (1982). Von der Publizistik zur Kommunikationswissenschaft 1946-1982. In: Hackforth, J., Kutsch, A. & Ravenstein, M. (Hg.), *Kommunikationswissenschaft in Münster 1919-1982*. Münster, S. 34-59.
- Hardt, H. (2002). Am Vergessen Scheitern. Essay zur historischen Identität der Publizistikwissenschaft. In: *Medien & Zeit*, 17 (2/3), S. 34-39.
- Hemels, J., Kutsch, A. & Schmolke, M. (Hg.) (2000). *Entgrenzungen. Erinnerungen an Henk Prakke*. Assen.
- Hepp, A. (2006). *Transkulturelle Kommunikation*. Konstanz.
- Hinner, M. B. (2018). Intercultural Communication in Germany. In Kim, Y. Y. (Hg.), *The International Encyclopedia of Intercultural Communication*. Bd. 2 (F-I). Hoboken, S. 1101-1109.
- Höller, K. (2000). Zur Entgrenzung der Publizistikwissenschaft. Symposium zur Erinnerung an Professor Dr. Henk Prakke (1900-1992). In: *Communicatio Socialis*, 33 (2), S. 224-247.
- Höller, K. (2007). Ein Leben für die kirchliche Publizistik. Prof. Dr. Franz-Josef Eilers SVD 75 Jahre. In: *GKP-Informationen*, VI, S. 13-15.
- Klenk, C. (2012). 172 Ausgaben mit 18427 Seiten. Die Redaktion von *Communicatio Socialis* verabschiedet die dienstältesten Mitarbeiter. In: *Communicatio Socialis*, 45 (4), S. 335-340.
- Klein, P. (2006). *Henk Prakke und die funktionale Publizistikwissenschaft*. Münster.
- Koszyk, K. & Pruys, K. H. (1970). *Wörterbuch der Publizistik*. München-Pullach.
- Koszyk, K. & Pruys, K. H. (1982). *Handbuch der Massenkommunikation*. München.
- Kübler, H.-D. (2011). *Interkulturelle Medienkommunikation*. Wiesbaden.

- Kutsch, A. (1982). Bibliographie. In: Hackforth, J., Kutsch, A. & Ravenstein, M. (Hg.), *Kommunikationswissenschaft in Münster 1919-1982*. Münster, S. 94-102.
- Kutsch, A. (Hg.) (1987). *Zeitungswissenschaftler im Dritten Reich. Sieben biographische Studien*. Köln.
- Lerg, W. B. (1962). Bibliographie zur Publizistik in Afrika. In: Prakke, H. J. (Hg.), *Publizist und Publikum in Afrika*. Köln, S. 289-302.
- Löblich, M. (2013). Jörg Aufermann. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/jorg-aufermann/>, Zugriff am 31. März 2019.
- Löblich, M. & Scheu, A. (2011). Writing the History of Communication Studies. A Sociology of Science Approach. In: *Communication Theory*, 21 (1), S. 1-22.
- Lüsebrink, H.-J. (2008). *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion. Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. 2. Aufl. Stuttgart.
- Maletzke, G. (1963a). *Psychologie der Massenkommunikation*. Hamburg.
- Maletzke, G. (1963b). Henk Prakke und sein Afrikaseminar. Publizist und Publikum in Afrika. In: *Rundfunk und Fernsehen*, 11, S. 311.
- Maletzke, G. (1996). *Interkulturelle Kommunikation*. Wiesbaden.
- Merten, K. (1977). *Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozessanalyse*. Wiesbaden.
- Meyen, M. (2016). Klaus Merten. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/klaus-merten/>, Zugriff am 31. März 2019.
- Musa, M. (2009). Looking Backward, Looking Forward. African Media Studies and the Question of Power. In: *Journal of African Media Studies*, 1, S. 35-54.
- Münch, R. (2011). *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt am Main.
- Ndlela, N. (2009). African Media Research in the Era of Globalization. In: *Journal of African Media Studies*, 1, S. 55-68.
- Paul, U. (2008). Das Erbe der Modernisierung und die schöne neue Welt der Partizipation. In: Averbeck, S., Kutsch, A. & Voigt, S. (Hg.), *Großböhrender Vorträge zur Kommunikationswissenschaft*. Bremen, S. 219-145.
- Prakke, H. J. (1961). *Über die Entgrenzung der Publizistik und die Rückblende als publizistisches Moment im Kulturwandel*. Assen.
- Prakke, H. J. (1962). Einführung. In: Prakke, H. J. (Hg.), *Publizist und Publikum in Afrika. Eine erste Erkundung*. Köln, S. 8-14.
- Prakke, H. J. (1967). Zum Geleit. In: Eilers, F.-J. (1967). *Zur Publizistik schriftloser Kulturen in Nordost-Neuguinea*. Diss. Steyl, S. 11.
- Rantanen, T. (2017). A „Crisscrossing“ Historical Analysis of Four Theories of the Press. In: *International Journal of Communication*, 11, S. 3454-3457.
- Rolfes, H. & Zukowski, A. A. (2007). Introduction. In: Rolfes, H. & Zukowski, A. A. (Hg.). *Communicatio Socialis. Challenge of Theology and Ministry in the Church. Festschrift für Franz-Josef Eilers*. Kassel, S. 1-5.
- Schmolke, M. (2000). Henk Prakke als Publizistikwissenschaftler an der Universität Münster. In: Hemels, J., Kutsch, A. & Schmolke, M. (Hg.), *Entgrenzungen. Erinnerungen an Henk Prakke*. Assen, S. 14-26.
- Schmolke, M. (2007). Franz Josef Eilers wurde 75. Eine Collage als Hommage für den Gründer von „Communicatio Socialis“. In: *Communicatio Socialis*, 40 (3), S. 292-299.
- Schmolke, M. (2017). Zwanzigtausend Seiten Communicatio Socialis. In: Filipović, A. & Altmepfen, K. D. (Hg.), *Soziale Kommunikation im Wandel. 50 Jahre Medienethik und Kommunikation in Kirche und Gesellschaft*. Baden-Baden, S. 9-18.
- Schütz, W. J. (2007). Ich habe immer von Selbstausschöpfung gelebt. In: Meyen, M. & Löblich, M. (Hg.), *„Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam*. 19 biografische Interviews. Köln, S. 33-56.
- Servaes, J. (1999). *Communication for Development. One World, Multiple Cultures*. Cresskill.
- Ugboajah, F. (1982). *Mass Communication, Culture and Society in West Africa*. Oxford.

- Wessler, H. & Averbek-Lietz, S. (2012). Grenzüberschreitende Medienkommunikation. Konturen eines Forschungsfeldes im Prozess der Konsolidierung. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*. Sonderheft 2, S. 5-19.
- Wessler, H. & Brüggemann, M. (2012). *Transnationale Kommunikation. Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Wiesel, C. (2018). Henk (Hendricus) J. Prakke. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/henk-prakke/>, Zugriff am 31. März 2019.
- Wissenschaftsrat (2007). *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaft in Deutschland*. Abgerufen von <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7901-07.pdf>, Zugriff am 31. März 2019.

Stefanie AVERBECK-LIETZ,

Prof. Dr. habil., ist Professorin am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Bremen und leitet das Lab Kommunikationsgeschichte und Medienwandel am Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen. Sie promovierte mit einer Arbeit zur Fachgeschichte der Weimarer Zeitungswissenschaft an der Universität Münster (2000) und habilitierte mit einer Studie zu Französischen Kommunikationstheorien an der Universität Leipzig (2008).

Petra KLEIN,

Dr., ist Online-Redakteurin beim Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) in Leipzig und hat 2004 an der Universität Leipzig mit einer wissenschaftsbiografischen und theoriensystematischen Dissertation über Henk Prakke promoviert.

Messinstrumente und Sinnkonstruktionen

Methoden als Antreiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft

Annie Waldherr

Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster

Abstract

Methodenforschung und Methodenentwicklung sind kein Selbstzweck, sondern dienen als zentrale Taktgeber und Treiber der Fachentwicklung in der Kommunikationswissenschaft. Dieser Grundgedanke wird in diesem Aufsatz in fünf Thesen entfaltet. Erstens sind Methoden nicht nur Messinstrumente, sondern ermöglichen bestimmte Zugänge zur Wirklichkeit und legen damit bestimmte Sinnkonstruktionen nahe – in Bezug auf unsere Forschungsfragen, unsere Theorien und auch das Selbstverständnis unserer Disziplin insgesamt. Damit sind Methoden zweitens eng mit dem Wandel wissenschaftlicher Paradigmen verbunden und stehen drittens in engem Wechselverhältnis mit Theorieentwicklung. Viertens ist Methodenentwicklung selbst wiederum getrieben durch Medien- und Technologiewandel. Fünftens und letztens können Methodenentwicklungen zum Aufbrechen alter Strukturen im Fach und zu neuer Institutionalisierung führen. Diese Thesen werden anhand von Beispielen aus der Fachgeschichte (empirisch-sozialwissenschaftliche Wende) und jüngeren Entwicklungen („computational turn“) veranschaulicht.

Methoden sind unsere Wahrnehmungsorgane als WissenschaftlerInnen. Sie bestimmen, wie wir die Realität beobachten, welche Realitätsausschnitte in den Blick geraten oder nicht. Als KommunikationswissenschaftlerInnen beschäftigen wir uns täglich ganz grundlegend mit Wirklichkeitskonstruktionen in und durch medial vermittelte Kommunikation. Nicht umsonst ist etwa der Framing-Ansatz eine der beliebtesten Perspektiven auf Kommunikationsprozesse und Diskurse in unserem Fach (Cacciatore, Scheufele & Iyengar 2016). Wenden wir diese Perspektive auf uns selbst als WissenschaftlerInnen an, dann wird uns die erkenntnistheoretische Relevanz von Methodenarbeit bewusst.

Methoden sind nicht nur Messinstrumente, mit denen wir unsere Forschungsgegenstände erfassen, aufzeichnen und gegebenenfalls quantifizieren können. Sie bestimmen mit, auf welche Weise wir aus diesen Erhebungen schlau werden, wie wir sie analysieren und interpretieren, und welchen Sinn wir letztendlich daraus konstruieren. Sie ermöglichen Sinnkonstruktionen – in Bezug auf unsere Forschungsfragen, unsere Theorien und auch das Selbstverständnis unserer Disziplin insgesamt. In diesem Sinne sind Methodenfor-

schung und Methodenentwicklung kein Selbstzweck, sondern erweisen sich als ganz zentrale Treiber und Taktgeber der Kommunikationswissenschaft, als Ermöglicher und Katalysatoren wissenschaftlichen Fortschritts.

Diesen Grundgedanken werde ich im Folgenden in fünf zentralen Thesen und einigen Beispielen ausführen, die auch das Verhältnis von Methoden zu anderen Taktgebern der Kommunikationswissenschaft – insbesondere Theorien, Institutionen und Medienwandel – reflektieren: Wie einleitend skizziert, ermöglichen wissenschaftliche Methoden erstens bestimmte Zugänge zur Wirklichkeit und legen bestimmte Wirklichkeitskonstruktionen nahe. Damit sind sie zweitens eng mit dem Wandel wissenschaftlicher Paradigmen verbunden. Drittens stehen Methodeninnovationen in enger Wechselwirkung mit Theorieentwicklung, werden aber viertens selbst getrieben durch Technologie- und Medienwandel. Fünftens und letztens können Methodenentwicklungen zum Aufbrechen alter Strukturen im Fach und zu neuer Institutionalisierung führen.

Meinem eigenen Hintergrund und meiner Perspektive entsprechend, beziehen sich die verwen-

deten Beispiele überwiegend auf die jüngeren Entwicklungen in unserer Disziplin, die zunehmend unter dem Label „Computational Communication Science“ verhandelt werden und als stark daten- und methodengetrieben wahrgenommen und auch kritisiert werden. Aber auch Beispiele aus der Fachgeschichte, insbesondere die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende der Kommunikationswissenschaft (Löblich 2010), verdeutlichen die paradigmatische Relevanz der Wahl und Entwicklung von Methoden.

Methoden ermöglichen bestimmte Zugänge zur Wirklichkeit und legen bestimmte Wirklichkeitskonstruktionen nahe.

Wenn wir eine wissenschaftliche Erhebungsmethode wählen, dann entscheiden wir uns für einen bestimmten Realitätszugang. Ob wir etwa Menschen befragen oder beobachten, beinhaltet zahlreiche Implikationen hinsichtlich der Art der Daten, die wir erheben und später analysieren können, und auch hinsichtlich der Art der Verzerrungen, die damit einhergehen. So sind Befragungsdaten in der Regel durch Erinnerungseffekte, Intervieweffekte und soziale Erwünschtheit verzerrt (Scholl 2015, 109-119), während Beobachtungen lediglich Verhalten erfassen können, usw. Methoden sind also die Filter für unsere Wahrnehmung als Forschende und beeinflussen damit auch wissenschaftliche Denkprozesse.

Häufig entscheiden wir uns jedoch nicht bewusst für eine Methode. Wie Fleck (1980 [1935]) argumentiert, bilden sich wissenschaftliche Seh- und damit verbundene Denkgewohnheiten nicht individuell heraus, sondern in wissenschaftlichen Kollektiven, in denen Forschende sich geistig austauschen und zusammenarbeiten (siehe auch Kleeberg & Werner 2014). Fleck bezeichnet diese als *Denkkollektive*, die sich jeweils durch einen spezifischen Denkstil auszeichnen, der wiederum bestimmt, was als wahr und falsch angesehen wird. Eng damit verbunden legt der Denkstil auch fest, welche Methoden und Instrumente als angemessene und anerkannte wissenschaftliche Praxis gelten (Stuckey, Heering, Mamlok-Naaman, Hofstein, & Eilks 2015) – und dies kann sich über die Zeit ändern (Hacking 1983).

Somit ist die Wahl unserer Methoden bereits zu einem großen Teil allein durch unsere Sozialisati-

on in einem bestimmten Denkkollektiv zu einer bestimmten Zeit vorbestimmt. Verstand sich die frühe Publizistik- und Zeitungswissenschaft als Geisteswissenschaft mit primär historischen und philologischen Methodenzugängen, wandelte sich das Fach in den 1960er-Jahren zu einer sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft, in der empirische quantitative Methoden als angemessen galten und heute noch gelten (Löblich 2010). Wählen WissenschaftlerInnen für ihr Kollektiv unübliche methodische Zugänge, dann begegnen sie häufig Unverständnis, wie Waldherr und Wijermans (2013) das z.B. für die Methode der Computersimulation in den Sozialwissenschaften beschreiben:

„When talking to fellow [...] modellers about the feedback we get from non-modelling peers the conversation quickly shifts to anecdotes of scepticism. Typically, the received criticism seems to be either absent, not fitting, incorrect or definitely not addressing the weak parts of the model of which you actually would expect criticism to.“

(§ 2.1)

Methoden stehen eng im Zusammenhang mit dem Wandel wissenschaftlicher Paradigmen.

Sobald wissenschaftliche Seh- und Denkgewohnheiten bestimmend für eine Disziplin und ihr Selbstverständnis werden, werden sie paradigmatisch, d.h. sie gelten als der normale, selbstverständliche Zugang zur Realität und sind eng mit vorherrschenden Theorien verbunden (Kuhn 1976). Erst im Zuge eines Paradigmenwechsels, der entstehen kann, wenn sich zunehmend abweichende Beobachtungen nicht mehr mit den vorherrschenden Theorien vereinbaren lassen, kommt es nach Kuhn zur Entwicklung neuer Methoden (Grimen 2003, 46). Diese führen dann auch häufig zu neuen Entdeckungen in Bezug auf alte Phänomene:

„Es ist fast, als wäre die Fachgemeinschaft plötzlich auf einen anderen Planeten versetzt worden, wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekannte sich hinzugesellen.“

(Kuhn 1976, 123)

Auch geraten durch die Anwendung neuer Methoden neue Forschungsbereiche und For-

schungsfragen in den Blick. So wurde die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende der Kommunikationswissenschaft auch und vor allem durch die Entwicklung und Anwendung von Methoden der quantitativen Umfrageforschung vorangetrieben (Löblich 2010). Diese ermöglichen dann, verstärkt auch Fragen der Medienutzung und Medienwirkung zu bearbeiten und entsprechende Theorien zu entwickeln, während die Forschung zuvor sehr kommunikator- und medienzentriert war.

Mit dem „computational turn“ (Lazer et al. 2009) befinden sich die Sozialwissenschaften – und mit ihnen die Kommunikationswissenschaft – mitten in einem ähnlich grundlegenden Wandel. So konstatieren etwa Hilbert et al.:

“in the same way that technologies like the telescope and microscope expanded the range of our perception and catapulted physics and biology into new stages of scientific maturity, computational methods are launching social science to a new level.”

(Hilbert et al. 2018, 1)

Zunehmend digitalisierte Kommunikation eröffnet SozialwissenschaftlerInnen einen Zugang zu großen Mengen an digitalen Datenspuren, die mit digitalen, computerbasierten Methoden weitgehend automatisiert erhoben und ausgewertet werden können. Über die Bedeutung dieser Möglichkeiten für die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methodologie wird u.a. auch in unserem Fach derzeit diskutiert – etwa ob und wie klassische, theoriegeleitete und hypothesentestende Forschung mit diesen Daten und Methoden möglich und überhaupt nötig ist (Choi 2018; Mahrt & Scharkow 2013; Savage & Burrows 2007; Shah, Cappella & Neuman 2015) und wie sie bestehenden sozialwissenschaftlichen Standards genügen können (Jungherr 2019).

Andere Forschende weisen wiederum darauf hin, dass das dominante Paradigma der empirisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, das darauf beruht, Hypothesen nach dem Prinzip der Varianzzerlegung und mit linearen Wirkungsmodellen zu testen, seine Grenzen hat (Scheufele 2008; Sherry 2015). Diese werden dann offensichtlich, wenn Prozesse auf mehreren Ebenen untersucht werden sollen, die durch nichtlineare Dynamik und sich selbstverstärkende Rückkopplungsprozesse gekennzeichnet sind. Scheufele (2008) zeigt die-

se Problematik z.B. am „Erklärungsdilemma der Medienwirkungsforschung“ auf. Die Tatsache, dass sich Faktoren auf Mikro- und Makro-Ebene – z.B. individuelle und öffentliche Meinungen – in einem dynamischen Zusammenspiel gegenseitig bedingen, führe zu der paradoxen Situation, dass

„eine verbesserte Erschließung und Verknüpfung von Medienwirkungen auf verschiedenen Ebenen mit einer verschlechterten Modellierung ihrer Dynamik einher“ gehe.

(Scheufele 2008, 355)

Nichtlinearität, Selbstorganisation und Vernetzung sind wesentliche Kennzeichen komplexer Systeme (Waldherr & Bachl 2011), weshalb zunehmend Stimmen laut werden, die einen Paradigmenwechsel hin zu einer Komplexitätstheoretischen Perspektive fordern (Contractor 1999; Sherry 2015) – eine Perspektive, die systemisches, vernetztes Denken, Nichtlinearität und Unvorhersagbarkeit von natürlichen und sozialen Systemen betont (Mathews, White & Long 1999). Dieser Paradigmenwechsel wird aber erst möglich durch entsprechende Methoden, die den Eigenschaften komplexer Systeme Rechnung tragen, z.B. agentenbasierte Computermodelle, mit denen interagierende Akteure und daraus entstehende Systemeffekte „bottom-up“ simuliert werden können und Netzwerkanalysen, mit denen die Beziehungen zwischen Akteuren und Konzepten untersucht werden können (Waldherr 2017).

Methoden stehen in enger Wechselwirkung mit Theorieentwicklung.

Machen wir uns die Relevanz von Methoden für unsere wissenschaftlichen Sinnkonstruktionen und Paradigmen bewusst, dann erscheint der Gegensatz, der häufig zwischen Theoriearbeit und Methodenforschung formuliert wird, künstlich. Theorieentwicklung und Methodenentwicklung gehen meist Hand in Hand, oder wie es Greenwald (2012, 99) pointiert formuliert: „There is nothing so theoretical as a good method.“ Für einen Essay über die Bedeutung von Methoden in der Psychologie klassifizierte Greenwald (2012) 77 Nobelpreise, die zwischen 1991 und 2011 in der Physik, Chemie und Medizin verliehen wurden, in methodische und theoretische Beiträge. Die überwiegende Mehrzahl von 82% (63) der

gewürdigten Beiträge war methodischer Ausrichtung. Lediglich 18% (14) der Nobelpreise wurden für theoretische Beiträge verliehen. Bei einer tieferen Analyse der Beiträge zeigte sich zum einen, dass existierende Theorien jeweils eine große Rolle bei der Entwicklung der preisgekrönten Methoden spielten. Forschende entwickelten neue Methoden, um Theorien zu prüfen (z.B. die Existenz subatomischer Partikel in der Physik), was mit bestehenden Methoden nicht möglich war. Zum anderen generierte der Einsatz neuer Methoden überraschende Ergebnisse, die die Entwicklung neuer bahnbrechender Theorien inspirierten. Theorie- und Methodenentwicklung befruchtete sich also gegenseitig.

Auch in der Kommunikationswissenschaft dienen anspruchsvolle Theorien als Antrieb für die Methodenentwicklung. So entwickelte Noelle-Neumann (1984) die Theorie der Schweigespirale basierend auf Ergebnissen ihrer neuen Ansätze zur quantitativen Umfrageforschung. Die Unzulänglichkeit dieses methodischen Zugangs wiederum inspirierte Forschende über Jahrzehnte hinweg, nach neuen und besseren Methoden zu suchen, um die Grundannahmen der Theorie zu prüfen, z.B. indem sie (Längsschnitt-)Befragungen mit Inhaltsanalysen kombinierten oder Experimentalstudien durchführten (Scherer, Thiele & Naab 2006). Um die Mehrebenendynamik zwischen individueller Isolationsfurcht, Wahrnehmung des Meinungsklimas und öffentlicher Meinungsdynamik abzubilden, formalisierte Krassa (1988) die Theorie in einem mathematischen Schwellenmodell. In jüngerer Zeit gibt es zunehmend Versuche, die Theorie in agentenbasierten Computermodellen zu implementieren und netzwerkanalytisch weiter zu entwickeln (Ross et al. 2019; Sohn & Geidner 2016; Waldherr & Bachl 2011).

Umgekehrt ermöglichen neue Methoden aber auch neue Arten zu Denken und damit die Entwicklung neuer Theorien bzw. das Neudenken alter Theorien. Ein Beispiel aus jüngerer Zeit sind die dynamischen Weiterentwicklungen von Öffentlichkeitstheorien, die zum einen durch die Verfügbarkeit von Netzwerkdaten in Onlinemedien sowie zum anderen durch die Auswertungsmöglichkeiten der Netzwerkanalyse vorangetrieben wurden. Der bisherige Fokus von Öffentlichkeitsmodellen auf Akteure, Themen und Meinungen wurde um die Analyse der Beziehungen zwischen diesen Entitäten erweitert und in Modellen der Netzwerköffentlichkeit (Benkler

2006; Friedland, Hove & Rojas 2006; Neuberger 2014) konzeptionell gefasst. Auch weitere Differenzierungen von Öffentlichkeiten werden durch eine relationale Perspektive möglich, etwa die Konzeption von Semiöffentlichkeiten in sozialen Onlinenetzwerken (Klinger 2018) oder andere Formen unklarer Öffentlichkeit (Jünger 2018). Denkt man einmal in Netzwerken und schärft den Blick für die Beziehungen zwischen Akteuren, Themen oder Konzepten, dann erscheinen auch weitere etablierte Konzepte und theoretische Ansätze in neuem Licht. Entsprechend wurde auch die Forschung zu Framing (Baden & de Vreese 2008; Schultz, Kleinnijenhuis, Oegema, Utz & van Atteveldt 2012), Agenda-Setting (Guo 2012), Gatekeeping (Meraz & Papacharissi 2013) und der Zwei-Stufen-Fluss der Kommunikation (Choi 2014) netzwerkanalytisch neu interpretiert, um nur einige Beispiele zu nennen.

Methoden werden selbst getrieben durch Medien- und Technologiewandel.

Die kommunikationswissenschaftliche Methodenentwicklung wird nicht nur durch Theorien vorangetrieben, sondern reagiert jeweils auch auf konkrete Umwelthanforderungen. Insbesondere der technische Fortschritt und damit verbundener Medienwandel generieren jeweils gesellschaftliche Erwartungen an das Fach, auf die auch mit der Entwicklung entsprechender Methoden reagiert wird.

Der Medienwandel vollzieht sich nach Hepp (2016) in Mediatisierungsschüben, die das Aufkommen neuer und die Veränderung alter Medien beinhalten. Der erste große Schub in der Mediengeschichte begann mit der Entstehung von Druckmedien. Ein weiterer Schub wurde durch die Elektrifizierung von Medien (Rundfunk, Kino, Telefon, etc.) ausgelöst. Durch die entstehende Medienvielfalt und die zunehmende Relevanz massenmedialer, öffentlicher Kommunikation in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg entstand ein maßgeblicher Veränderungsdruck auf das Fach der Publizistikwissenschaft:

„Bedingt durch Veränderungsprozesse bei Medienunternehmen und Medienpolitik, die die Produktion quantitativer Daten sowie sozialwissenschaftliche Fragestellungen beförderten,

verschoben sich die Selektionskriterien im Fach und begünstigten empirisch-sozialwissenschaftliche Forschungsgegenstände und Methoden.“
(Löblich 2010, 550)

Einen dritten Mediatisierungsschub sieht Hepp (2016) in der Digitalisierung mit der Entstehung des Internets, der sogenannten neuen Medien sowie der Digitalisierung alter Medien. Aktuell gehe dieser Wandel in eine zunehmende Datafizierung über, die ihren Ausdruck in einer zunehmenden „Repräsentation sozialen Lebens in computerisierten Daten“ finde (Hepp 2016, 229). Im Zuge dieses Wandels entsteht ebenfalls Anpassungs- und Veränderungsdruck auf unsere Disziplin (Jünger & Schade 2018). Digitale Methoden für digitale Daten werden gefordert (Rogers 2013) und der Gegenstandsbereich der Kommunikationswissenschaft hin zu medienvermittelter interpersonaler Kommunikation, Algorithmen sowie Mensch-Maschine-Kommunikation erweitert (Hepp 2016; Strippel et al. 2018). Der große Umfang und die Spezifika digitaler Daten – wie z.B. Vernetzung, Unstrukturiertheit, schnelle zeitliche Taktung sowie Mehrebenendynamik – treiben schließlich auch die Entwicklung computerbasierter Methoden in der Kommunikationswissenschaft voran (van Atteveldt & Peng 2018).

Methodische Innovationen führen zum Aufbrechen alter Strukturen im Fach, aber auch zu neuer Institutionalisierung.

In ihrem Aufsatz zur empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende in der Kommunikationswissenschaft beschreibt Löblich (2010) eindrücklich, wie der inhaltliche und methodische Wandel im Fach in den 1960er-Jahren mit einem institutionellen Wandel einherging, der die Denomination von Professuren, die Einrichtung und Ausrichtung von Studiengängen und Lehrplänen betraf. Schließlich wurde die Neudefinition des Faches als „theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft“ im Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft festgeschrieben (DGPuK 2008, 2).

Bisher ist noch nicht abzusehen, wie stark der gegenwärtige Mediatisierungsschub der Digitalisierung und Datafizierung unser Fach verändern wird. Doch lassen sich bereits zahlreiche Anzei-

chen der Institutionalisierung ausmachen, sind die Herausforderungen der Digitalisierung doch

„eine Gelegenheit zur Strukturbildung [...]. Theorien und Methoden, Publikationen und Tagungen, Fachgruppen und Lehrstühle werden auf Digitalisierung ausgerichtet, weil das Attribut digital in der Umwelt des Faches höchst positiv konnotiert ist.“
(Jünger & Schade 2018, 503-504)

Ähnliches ist aktuell in Bezug auf die zunehmende Verankerung computerbasierter Methoden im Fach zu beobachten: die Gründung der Interest Group „Computational Methods“ in der International Communication Association (ICA) 2016, die Gründung einer neuen Fachzeitschrift „Computational Communication Research“ im Jahr 2018 sowie jüngst die Einrichtung von Professuren mit der Denomination „Computational Communication Science“ in Ilmenau, Mainz und Wien. Es steht also zu erwarten, dass der durch Digitalisierung und Datafizierung ausgelöste Methodenwandel in Zukunft noch weiter institutionalisiert wird.

Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Methoden selbst in ein Netzwerk weiterer Treiber und Taktgeber eingebettet sind, die gemeinsam wissenschaftliche Paradigmen formen und die Fachentwicklung vorantreiben. Im Zusammenspiel dieser Taktgeber kommt Methoden besondere Relevanz zu, da sie unsere Wahrnehmung auf bestimmte Forschungsgegenstände lenken und uns dazu bringen, sie in bestimmter Weise zu denken und zu konzipieren. In engem Wechselspiel mit Theorieentwicklung prägen Methoden Denkstile und Paradigmen im Fach. Gleichzeitig reagiert die Methodenentwicklung in der Kommunikationswissenschaft stets auf gesellschaftliche Umweltanforderungen, die sich im Zuge von Mediatisierungsschüben herausbilden und verändern und schließlich in neuen Formen der Institutionalisierung verfestigen. Ist uns das bewusst, dann können wir Methodenentwicklung und Methodenvielfalt im Fach begrüßen und fördern – nicht als Selbstzweck, sondern weil sie uns ermöglicht, den Blick auf neue Forschungsfragen zu lenken, neue Theorien zu entwickeln, alte Theorien neu zu denken und damit auch Horizonte für die zukünftige Entwicklung des Faches zu eröffnen.

Bibliographie

- Baden, C. & de Vreese, C. H. (2008). Making sense: A reconstruction of people's understandings of the European constitutional referendum in the Netherlands. In: *Communications*, 33, S. 117-145. doi: 10.1515/COMMUN.2008.008
- Benkler, Y. (2006). *The wealth of networks: How social production transforms markets and freedom*. New Haven, CT.
- Cacciatore, M. A., Scheufele, D. A. & Iyengar, S. (2016). The end of framing as we know it ... and the future of media effects. In: *Mass Communication and Society*, 19 (1), S. 7-23. doi:10.1080/15205436.2015.1068811
- Choi, S. (2014). The two-step flow of communication in Twitter-based public forums. In: *Social Science Computer Review*, 33 (6), S. 696-711. doi:10.1177/0894439314556599
- Choi, S. (2018). When digital trace data meet traditional communication theory. Theoretical/methodological directions. In: *Social Science Computer Review*, online first. doi:10.1177/0894439318788618
- Contractor, N. (1999). Self-organizing systems research in the social sciences. Reconciling the metaphors and the models. In: *Management Communication Quarterly*, 13 (1), S. 154-166.
- DGPuK (2008). *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft: Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Eckpunkte für das Selbstverständnis der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)*. Lugano.
- Fleck, L. (1980 [1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt.
- Friedland, L. A., Hove, T., & Rojas, H. (2006). The networked public sphere. In: *Javnost - The Public*, 13 (4), S. 5-26.
- Greenwald, A. G. (2012). There is nothing so theoretical as a good method. In: *Perspectives on Psychological Science*, 7 (2), S. 99-108. doi:10.1177/1745691611434210
- Grimen, H. (2003). Die Theorie wissenschaftlicher Revolutionen von Kuhn. In: Larsen, S. U. & Zimmermann, E. (Hg.), *Theorien und Methoden in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden, S. 43-60.
- Guo, L. (2012). The application of social network analysis in agenda setting research: A methodological exploration. In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 56 (4), S. 616-631. doi:10.1080/08838151.2012.732148
- Hacking, I. (1983). *Representing and intervening: Introductory topics in the philosophy of natural science*. Cambridge, UK.
- Hepp, A. (2016). Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In: *Publizistik*, 61 (3), S. 225-246. doi:10.1007/s11616-016-0263-y
- Hilbert, M., Barnett, G. A., Blumenstock, J., Diesner, J., Frey, S., Laberson, P., Pan, J., Smaldino, P., Waldherr, A., Zhang, J. & Zhu, J. J. H. (2018). *Computational communication science: A methodological catalyzer for a maturing discipline*. Paper presented at the 68th Annual Conference of the International Communication Association (ICA), Prague, Czech Republic.
- Jünger, J. (2018). *Unklare Öffentlichkeit: Individuen in Situationen zwischen öffentlicher und nichtöffentlicher Kommunikation*. Wiesbaden.
- Jünger, J. & Schade, H. (2018). Liegt die Zukunft der Kommunikationswissenschaft in der Vergangenheit? Ein Plädoyer für Kontinuität statt Veränderung bei der Analyse von Digitalisierung. In: *Publizistik*, 63 (4), S. 497-512. doi:10.1007/s11616-018-0457-6
- Jungherr, A. (2019). Normalizing digital trace data. In: Stroud, N. J. & McGregor, S. (Hg.), *Digital discussions: How big data informs political communication*. New York, NY, S. 9-35.
- Kleeberg, B., & Werner, S. (2014). Gestalt – Ritus – Kollektiv. In: *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin*, 22 (1), S. 1-7. doi:10.1007/s00048-013-0108-y
- Klinger, U. (2018). Aufstieg der Semiöffentlichkeit: Eine relationale Perspektive. In: *Publizistik*, 63 (2), S. 245-267. doi:10.1007/s11616-018-0421-5
- Krassa, M. A. (1988). Social groups, selective perception, and behavioral contagion in public opinion. In: *Social Networks*, 10 (2), S. 109-136. doi:10.1016/0378-8733(88)90018-4
- Kuhn, T. S. (1976). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. Aufl. Frankfurt.

- Lazer, D., Pentland, A., Adamic, L., Aral, S., Barabási, A.-L., Brewer, D., Christakis, N., Contractor, N., Fowler, J., Gutmann, M., Jebara, T., King, G., Macy, M., Roy, D. & Van Alstyne, M. (2009). Computational social science. In: *Science*, 323 (5915), S. 721-723. doi:10.1126/science.1167742
- Löblich, M. (2010). Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende: Ein Beitrag zur historischen und kognitiven Identität der Kommunikationswissenschaft. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 58 (4), S. 544-562. doi:10.5771/1615-634x-2010-4-544
- Mahrt, M. & Scharnow, M. (2013). The value of big data in digital media research. In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 57 (1), S. 20-33. doi:10.1080/08838151.2012.761700
- Mathews, K. M., White, M. C. & Long, R. G. (1999). Why study the complexity sciences in the social sciences? In: *Human Relations*, 52 (4), S. 439-462.
- Meraz, S. & Papacharissi, Z. (2013). Networked gatekeeping and networked framing on #Egypt. In: *The International Journal of Press/Politics*, 18 (2), S. 138-166. doi:10.1177/1940161212474472
- Neuberger, C. (2014). Konflikt, Konkurrenz und Kooperation: Interaktionsmodi in einer Theorie der dynamischen Netzwerköffentlichkeit. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 62 (4), S. 567-587. doi:10.5771/1615-634x-2014-4-567
- Noelle-Neumann, E. (1984). *Spiral of silence: Our social skin*. Chicago, IL.
- Rogers, R. (2013). *Digital methods*. Cambridge, MA.
- Ross, B., Pilz, L., Cabrera, B., Brachten, F., Neubaum, G., & Stieglitz, S. (2019). Are social bots a real threat? An agent-based model of the spiral of silence to analyse the impact of manipulative actors in social networks. In: *European Journal of Information Systems*, online first. doi:10.1080/0960085X.2018.1560920
- Savage, M., & Burrows, R. (2007). The coming crisis of empirical sociology. In: *Sociology*, 41 (5), S. 885-899. doi: 10.1177/0038038507080443
- Scherer, H., Thiele, A. & Naab, T. (2006). Die Theorie der Schweigespirale: Methodische Herausforderungen und empirische Forschungspraxis. In: Wirth, W., Fahr, A. & Lauf, E. (Hg.), *Forschungslogik und -design in der Kommunikationswissenschaft*. Band 2: Anwendungsfelder in der Kommunikationswissenschaft. Köln, S. 107-138.
- Scheufele, B. (2008). Das Erklärungsdilemma der Medienwirkungsforschung: Eine Logik zur theoretischen und methodischen Modellierung von Medienwirkungen auf die Meso- und Makro-Ebene. In: *Publizistik*, 53 (3), S. 339-361. doi:10.1007/PL00022227
- Scholl, A. (2015). *Die Befragung*. 3. Aufl. Konstanz.
- Schultz, F., Kleinnijenhuis, J., Oegema, D., Utz, S. & van Atteveldt, W. (2012). Strategic framing in the BP crisis: A semantic network analysis of associative frames. In: *Public Relations Review*, 38 (1), S. 97-107. doi:10.1016/j.pubrev.2011.08.003
- Shah, D. V., Cappella, J. N. & Neuman, W. R. (2015). Big data, digital media, and computational social science. Possibilities and perils. In: *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 659 (1), S. 6-13. doi:10.1177/0002716215572084
- Sherry, J. L. (2015). The complexity paradigm for studying human communication. A summary and integration of two fields. In: *Review of Communication*, 3 (1), S. 22-54. doi:10.12840/issn.2255-4165.2015.03.01.007
- Sohn, D. & Geidner, N. (2016). Collective dynamics of the spiral of silence. The role of ego-network size. In: *International Journal of Public Opinion Research*, 28(1), S. 25-45. doi:10.1093/ijpor/edv005
- Strippel, C., Bock, A., Katzenbach, C., Mahrt, M., Merten, L., Nuernbergk, C., Pentzold, C., Puschmann, C. & Waldherr, A. (2018). Die Zukunft der Kommunikationswissenschaft ist schon da, sie ist nur ungleich verteilt. In: *Publizistik*, 63 (1), S. 11-27. doi:10.1007/s11616-017-0398-5
- Stuckey, M., Heering, P., Mamlok-Naaman, R., Hofstein, A. & Eilks, I. (2015). The philosophical works of Ludwik Fleck and their potential meaning for teaching and learning science. In: *Science & Education*, 24 (3), S. 281-298. doi:10.1007/s11191-014-9723-9
- van Atteveldt, W., & Peng, T.-Q. (2018). When communication meets computation: Opportunities, challenges, and pitfalls in computational communication science. In: *Communication Methods and Measures*, 12 (2-3), S. 81-92. doi:10.1080/19312458.2018.1458084
- Waldherr, A. (2017). Öffentlichkeit als komplexes System. Theoretischer Entwurf und methodische Konsequenzen. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 65 (3), S. 534-549. doi:10.5771/1615-634X-2017-3-534

- Waldherr, A. & Bachl, M. (2011). Simulation gesellschaftlicher Medienwirkungsprozesse am Beispiel der Schweigespirale. In: Suckfüll, M., Schramm, H. & Wünsch, C. (Hg.), *Rezeption und Wirkung in zeitlicher Perspektive*. Baden-Baden, S. 203-220.
- Waldherr, A. & Wijermans, N. (2013). Communicating social simulation models to sceptical minds. In: *Journal of Artificial Societies and Social Simulation*, 16 (4), 13. doi: 10.18564/jass.2247

Annie WALDHERR,

Jun.-Prof. Dr., ist seit Januar 2017 Juniorprofessorin für Digitalisierte Öffentlichkeiten am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Zuvor war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hohenheim (2006-2010) und am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin (2010-2016), wo sie 2011 mit einer agentenbasierten Simulationsstudie zur Dynamik der Medienaufmerksamkeit promovierte. 2016 war sie Visiting Scholar am Network Science Institute der Northeastern University in Boston. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Digitalisierung und Öffentlichkeit, politische Kommunikation, Technologie- und Wissenschaftsdiskurse sowie Computational Social Science.

Vom Außenseiter zum Stammspieler

Münsteraner Impulse für den Aufstieg der deutschen Sportkommunikationsforschung

Jörg-Uwe Nieland
Lehrstuhl Kommunikationswissenschaft, Zeppelin Universität
Friedrichshafen

Abstract

Der Beitrag verortet die Anfänge der (west-)deutschen Sportkommunikationsforschung im Münsteraner Institut für Publizistik und dann Kommunikationswissenschaft. Er zeichnet nach, dass nach den Pionierarbeiten von Hackforth und Weischenberg in den 1970er-Jahren vor allem Loosens Studie zu den Nachrichtenwerten in der Sportberichterstattung sowie aktuell eine Reihe von methodisch aufwendigen Untersuchungen zentrale Beiträge zur Erforschung der Medialisierung des Sports lieferten bzw. liefern. Auch aufgrund dieser Impulse aus Münster konnte sich die Sportkommunikationsforschung in Deutschland etablieren – sie darf auf einen Stammsplatz im Fach hoffen.

Die (west-)deutsche Kommunikationswissenschaft ist maßgeblich durch das Münsteraner Institut geprägt. Bislang wenig beachtet ist jedoch sein Beitrag zum Aufstieg der Sportkommunikationsforschung hierzulande. Diese (Beobachtungs-)Lücke ist vor allem darauf zurückzuführen, dass sich die Sportkommunikationsforschung in einem noch längst nicht abgeschlossenen Findungs- und Systematisierungsprozess befindet (vgl. Ihle 2016; Vowe & Dohle 2016). Dabei entsteht zwar ein Kanon deutschsprachiger Sportkommunikationsforschung (vgl. Dohle & Vowe 2006; Meyen 2014; Vowe & Dohle 2016), es fehlen jedoch sowohl ein im Fach sichtbares und bekanntes Gründungspapier¹ als auch der Bezug zum Beitrag von Michael Real (1975) im *Journal of Communication*, welcher den Grundstein für eine kritische Auseinandersetzung mit der Medialisierung und Kommerzialisierung des (Medien-)Sports legte und seitdem für die Standortbestimmung und die Perspektivierungen des Forschungsfeldes nicht nur in den USA dient (Real 2013; vgl. auch Ihle 2016, 143). Insgesamt ist die Situation recht unbefriedigend und die Notwendigkeit, ja Dringlichkeit einer „wissenschaftsgeschichtlichen Besinnungspause“, an die jüngst Michael Meyen (2019) durchaus zu Recht

erinnert hat, gilt insofern auch für die Sportkommunikationsforschung.

Meyens Forderung kann mit dem vorliegenden Beitrag nur ausschnittsweise eingelöst werden. Bei dem gewählten Ausschnitt handelt es sich um den Beitrag des Münsteraner Instituts für Publizistik und dann für Kommunikationswissenschaft zum Forschungsfeld Mediensport und Sportkommunikation. Aus einer persönlichen Sicht wird im Folgenden berichtet und argumentiert, dass die Anfänge der Sportkommunikationsforschung in Deutschland² in Münster zu verorten sind und auch aktuell wichtige Impulse für dieses Feld von Münster ausgehen.

Die Grundlagen der Sportkommunikationsforschung in Deutschland

Die Anfänge in Münster

Einen Ausgangspunkt der deutschen Sportkommunikationsforschung bildete die Dissertation von Josef Hackforth (1974). Die in Münster entstandene Arbeit zur Sportberichterstattung in der ARD und dem ZDF von 1952 bis 1972 erweiterte den Gegenstandsbereich der Kommu-

¹ Ihle (2016) und Stiehler (2016) nennen zentrale Arbeiten, ohne aber dezidiert auf deren Rezeption im Fach einzugehen.

² Auf eine Würdigung der Anfänge und Etablierung der

Sportkommunikationsforschung in der DDR – namentlich in Leipzig – muss an dieser Stelle verzichtet werden.

nikationswissenschaft und gab den Anstoß zur Etablierung dieses neuen Forschungs- und Lehrgebiets. „Sport ist Kommunikation“, so lautete das Motto von Hackforth, den Michael Schaffrath (2009a, 5) als „Nestor der nationalen und internationalen Sportpublizistik“ bezeichnete (vgl. auch Schaffrath 2009b). Hackforth ist ein „Münsteraner Gewächs“: Er studierte Publizistik, Psychologie und Geschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, absolvierte zusätzlich ein Volontariat und war als freier Journalist tätig. Seiner Pionierstudie *Sport im Fernsehen* liegt ein historisch-hermeneutischer Ansatz zugrunde – wie er selbst angab, sei das Fach unter dem Einfluss von Winfried Lerg „noch in dieser Tradition verankert“ gewesen (zitiert nach Mirbach 2013). Nach seiner Promotion arbeitete Hackforth zunächst sechs Jahre als Wissenschaftlicher Assistent und später als Akademischer Rat am Institut für Publizistik, habilitierte zum Thema *Neue Medien – neue Formen der Kommunikation?* und war dann ab 1980 als Privatdozent sowie ab 1982 als C2-Professor für Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Münster tätig.

Von Münster über Köln nach München: Neue Stationen, Köpfe und Themen der Sportpublizistik

Neun Jahre nach seiner Ernennung zum Professor für Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Münster wechselte Hackforth 1991 auf die neu eingerichtete C4-Professur für Sportpublizistik an die Deutsche Sporthochschule Köln. Wiederum neun Jahre später nahm er den Ruf auf den Lehrstuhl für Sport, Medien und Kommunikation an der Technischen Universität München an (vgl. Mirbach 2013).³ Eine Reihe von Standardwerken der Sportkommunikationsforschung publizierte Hackforth nach seinem Weggang aus Münster. Zu nennen sind *Sportmedien und Mediensport* (Hackforth 1988), *Sportsponsoring* (Hackforth 1994), *ABC des Sportjournalismus* (Hackforth & Fischer 1994) und *Ein Blick zurück nach vorn* (Hackforth & Schaffrath 1998). Während sei-

ner Zeit als Lehrstuhlinhaber an der Deutschen Sporthochschule gab er bei Vistas die Reihe *Beiträge des Instituts für Sportpublizistik*⁴ und als Lehrstuhlinhaber an der TU München die *Beiträge des Lehrstuhls für Sport, Medien und Kommunikation* heraus.⁵ Die Schriftenreihen dienten vor allem als Publikationsort für die von Hackforth betreuten Dissertationen. So promovierte Rolf Scholz (1993) zur *Konvergenz im TV-Sport* und schloss explizit an die Inhaltsanalyse *Sport im Fernsehen* seines Doktorvaters an. Auch Jens Werneken (2000), der Stereotypen im Mediensport untersuchte, bezog sich auf Hackforths Arbeiten aus den Jahren 1974 und 1988. Felix Görner (1995) widmete sich in seiner repräsentativen Kommunikatorbefragung unter dem Titel *Vom Außenseiter zum Aufsteiger* den Arbeitsbedingungen und Berufsverständnissen von SportjournalistInnen in Deutschland. Sybille Frütel (2005) wiederum ging in ihrer SportjournalistInnen-Befragung international vergleichend vor.⁶

Die von Hackforth in Münster für die Sportpublizistik-Forschung entzündete Fackel wurde und wird vor allem von seinem Schüler Michael Schaffrath (vgl. 2009b) weitergetragen. Schaffraths Beschäftigung mit dem Forschungsgebiet nahm bei Hackforths Lehrveranstaltungen in Münster ihren Anfang und wurde auf den Stationen in Köln als Mitarbeiter an der Deutschen Sporthochschule sowie als Stellvertreter am Lehrstuhl für Sport, Medien und Kommunikation an der TU München – also zunächst in enger Verbindung zu Hackforth – weitergeführt. Schaffrath arbeitete zur Sportwerbung in der Fußball-Bundesliga und promovierte 1996 zur Sportberichterstattung öffentlich-rechtlicher und privater Radiosender. Seine Habilitation *Spitzensport und Sportjournalismus* (Schaffrath 2006) beschäftigte sich mit dem komplexen und teilweise konflikthaften Verhältnis von SportlerInnen und JournalistInnen. Aktuell setzt sich Schaffrath in seinen Arbeiten zum einen mit der Qualität von TV- und Radio-Kommentaren auseinander (vgl. exemplarisch Schaffrath & Sch-

³ Für Hackforths Beschäftigung mit dem Sportsponsoring steht unter anderem die Gründung des Audi Instituts für Sportkommunikation in München. Hackforth wurde 2013 emeritiert.

⁴ Diese Reihe umfasst sechs Bände und ist inzwischen ausgefallen. Hackforths Nachfolger an der Deutschen Sporthochschule, Thomas Schierl, hat zusammen mit weiteren Herausgebern (aktuell Hans-Jörg Stiehler und Thomas Horky) beim Kölner Herbert von Halem Verlag die Reihe *Sportkommunikation* etabliert.

⁵ Schaffrath (2009b, 13) erwähnte in seiner Würdigung der Publikationsaktivitäten von Hackforth darüber hinaus das *International Handbook of Sports Communication: Olympic Games Beijing*, auch weil es 50.000 Mal in englischer und 200.000 Mal in chinesischer Sprache verlegt wurde.

⁶ „Professionelle Sportkommunikatoren“ sind auch Untersuchungsgegenstand in den Dissertationen von Christoph Fischer (1993) und Dirk Jungels (2007). Neben der Betrachtung von SportjournalistInnen wird dabei auch der zunehmenden Bedeutung der Sport-PR Rechnung getragen (vgl. auch Hackforth 1994; Schaffrath 2009c).

mid 2017), zum anderen mit dem Thema Doping (vgl. Schaffrath & Kautz 2017; Schaffrath, Kautz & Schulz 2017).⁷

Intensivierung und Ausdifferenzierung der Sportkommunikationsforschung in Münster

Den zweiten Impuls für die deutsche Sportkommunikationsforschung aus Münster markiert die von Josef Hackforth und Siegfried Weischenberg herausgegebene Publikation *Sport und Massenmedien* aus dem Jahr 1978. Der Sammelband verbindet die kommunikationswissenschaftliche Forschung mit der sportjournalistischen Praxis.⁸ Er enthält Beiträge von Studierenden und Doktoranden aus Münster sowie von namhaften Sportjournalisten⁹ und ebenso eine gut 16-seitige Auswahlbibliografie zur Sportkommunikation.

Die SportjournalistInnen – seltsame Wesen am Rande der Redaktionen

Der Weggang von Hackforth beendete die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Sport und Medien in Münster keineswegs. Jedoch wurden andere Schwerpunkte gesetzt, und zwar durch Siegfried Weischenberg.¹⁰ Im Forschungsfeld war Weischenberg bereits vor dem Band *Sport und Massenmedien* bekannt. Seine Dissertation *Die Außenseiter der Redaktion: Struktur, Funktion und Bedingungen des Sportjournalismus* (Weischenberg 1976) war die erste Kommunikatorstudie zum Sportjournalismus in Deutschland. Keine Veröffentlichung in diesem Bereich kommt seither ohne Bezug auf Weischenbergs Studie aus (vgl. exemplarisch Horky, Schauerte, Schwier & DFJV 2012; Horky & Kamp 2012). Eine Aktualisierung seiner Studie hat Weischenberg selbst 1994 in der *Publizistik* veröffentlicht: *Annäherung an die „Außenseiter“* setzte sich mit der (inzwischen) veränderten Stellung der (wenigen Sportjournali-

stinnen und) Sportjournalisten auseinander und inspirierte weitere Kommunikatorstudien (vgl. Frütel 2005; Hauer 2012). Die Befundlage ist dabei eindeutig: Die Berufs- und Rollenbilder von SportjournalistInnen unterscheiden sich in vielen Aspekten deutlich von denen der JournalistInnen anderer Ressorts. Diese Unterschiede lassen sich darauf zurückführen, dass SportjournalistInnen erstens eine stärker abgegrenzte Gruppe in den Redaktionen bilden, zweitens weniger Austausch mit anderen Ressorts pflegen und drittens seltener in andere Tätigkeitsgebiete bzw. Ressorts wechseln. Da die Gruppengrenzen also kaum durchlässig sind, verfestigt sich in der beruflichen Sozialisation der SportjournalistInnen ein bestimmtes Rollenselbstverständnis (vgl. Weischenberg 1976; Görner 1995; Schaffrath 2010; Hauer 2012). Die Aktualität von Weischenbergs Analyse aus dem Jahr 1976 zeigte sich ferner in der großen JournalistInnenstudie (Weischenberg, Malik & Scholl 2006), die zu dem Befund gelangt, dass 69 Prozent der SportjournalistInnen „dem Publikum Unterhaltung und Entspannung bieten“ wollen, was insgesamt über alle Ressorts hinweg aber nur 37 Prozent der JournalistInnen genauso sehen (Weischenberg, Malik & Scholl 2006, 279-284; auch Kolb 2009, 58).¹¹ Die Unterschiede zwischen SportjournalistInnen und ihren KollegInnen treten gerade bei der Positionierung zum „kritischen“ bzw. „aufklärerischen“ Journalismus zutage. Während 24 Prozent aller JournalistInnen (und 32 Prozent im Politikressort) Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kontrollieren wollen, gilt dasselbe nur für zehn Prozent der SportjournalistInnen (vgl. Weischenberg, Malik & Scholl 2006, 279-284; auch Hauer 2012, 171-183). Die politische Tagesordnung zu beeinflussen und Themen auf die politische Agenda zu setzen, streben lediglich sechs Prozent der SportjournalistInnen, aber 14 Prozent im Gesamtdurchschnitt an (vgl. Weischenberg, Malik & Scholl 2006, 279-284). Andererseits wollen aber auch SportjournalistInnen „Kritik an Missständen üben“ (53 Pro-

⁷ Vgl. ebenso die Arbeit seines Doktoranden Kautz (2011) und weitere Publikationen, die im Zusammenhang mit dem vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft geförderten Projekt *Präventive Pädiatrie zu Doping-Journalismus* stehen.

⁸ Einem ähnlichen Aufbau folgen etwa die Publikationen von Hackforth und Fischer (1994), Horky, Schauerte, Schwier und DFJV (2009) sowie Horky und Kamp (2012).

⁹ Außer den beiden Studentinnen aus Münster, Brigitte Hammer und Mechthild Kock, die einen Beitrag über Sportzeitschriften verfassten, finden sich in dem Band nur männliche Autoren.

¹⁰ Weischenberg promovierte 1976 in Bochum, war anschließend Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund und erhielt 1979 die Professur für Medienproduktion an der Universität Dortmund. 1982 wurde er Professor für Publizistik an der Universität Münster und übernahm 1997 den neuen Lehrstuhl für Medientheorie und Medienpraxis (Birkner 2015). Für eine ausführliche Würdigung seines Werks und Wirkens vgl. die Beiträge in Pörksen, Loosen & Scholl 2008.

¹¹ Vgl. grundlegend zum Verhältnis von Journalismus und Unterhaltung die Beiträge in Scholl, Renger & Blöbaum 2007.

zent) und setzen dies in ihrer täglichen Arbeit offenbar auch um (zu 47 Prozent), wobei sie damit nur wenig unter dem Durchschnitt liegen (58 Prozent Zustimmung, 43 Prozent Umsetzung; vgl. Weischenberg, Malik & Scholl 2006, 279-284; auch Hauer 2012, 188-192). Die meisten Kommunikatorstudien zu SportjournalistInnen zeigen darüber hinaus, dass das Selbstverständnis als neutrale Informationsinstanz an erster Stelle steht, das Anbieten von „Unterhaltung und Entspannung“ aber an zweiter Stelle folgt und damit stärker ausgeprägt ist als in den übrigen Ressorts. Insofern

„kann man vermuten, dass es Sportjournalisten nicht nur um die ‚harte Information‘ und die ‚seichte Unterhaltung‘ geht, sondern dass sie auch ‚unterhaltend informieren‘ und/oder ‚informativ unterhalten‘ wollen.“

(Schaffrath 2010, 259; vgl. mit einer Einordnung Ihle & Nieland 2019, 20-21)

Die Medienrealität des Sports

1998 sorgte die Dissertation von Wiebke Loosen¹² für einen weiteren und nachhaltigen Schub innerhalb des Forschungsfeldes Sportkommunikation. Orientiert an den Arbeiten von Winfried Schulz, der als deutscher Pionier der Nachrichtenwerttheorie auch in Münster deutliche Spuren hinterlassen hat, stellte *Die Medienrealität des Sports* (Loosen 1998) nicht nur eine Verbindung zwischen Sportkommunikationsforschung und Nachrichtenwerttheorie her, sondern sorgte auch für eine theoretische, methodische und ressortspezifische Erweiterung (vgl. Weischenberg 1998, VI). Um Veränderungen der Sportberichterstattung im Zeitverlauf inhaltsanalytisch zu erfassen, bietet sich die Nachrichtenwerttheorie an (Loosen 1998, 81-82; 199-200; vgl. Loosen & Ravenstein 2000, 204; Rehbach, Ihle & Nieland 2016, 216), denn dieser Ansatz benennt jene Merkmale, die zur Erforschung der von JournalistInnen unterstellten Publikationswürdigkeit von Ereignissen genutzt werden können. Anhand von Nachrichtenfaktoren und ihrer journalistischen Gewichtung, dem jeweiligen Nachrichtenwert, lässt sich in Quer- und Längsschnittanalysen auf die Nachrichtenselektion schließen (Rehbach, Ihle & Nie-

land 2016, 216). Loosen konnte in ihren Studien (vgl. Loosen 1998; Loosen & Ravenstein 2000; Loosen 2004) nachweisen, dass die „weichen“ Faktoren (insbesondere „Eindeutigkeit“ und „Faktizität“) zeitungsspezifischen Schwankungen unterworfen sind, während die „harten“ Nachrichtenfaktoren (wie „Elite“, „Ethnozentrismus“, „Dauer“ und „räumliche Nähe“) bei allen untersuchten Zeitungstypen einen hohen Stellenwert besitzen (Loosen & Ravenstein 2000, 201). Erkenntnisse hielten die Untersuchungen nicht nur hinsichtlich der unterschiedlichen Zeitungstypen bereit, sondern auch bezogen auf die Berichterstattungsgegenstände (Sportarten) und die Berichterstattungsanlässe. Herausgearbeitet wurde, dass in der „alltäglichen“ Sportberichterstattung Beiträge über Fußball im Vergleich zu anderen Sportarten keine besonders ausgeprägte Nachrichtenfaktorenstruktur erkennen lassen (Loosen 1998, 179-181), gleichzeitig aber alle anderen Sportarten eine überdurchschnittliche Betonung mindestens eines Faktors aufweisen (Loosen & Ravenstein 2000, 202). Darüber hinaus habe etwa die Fußball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich einen ausgesprochen hohen Nachrichtenwert besessen, weshalb über Ereignisse im Umfeld der Weltmeisterschaft auch ohne bzw. mit geringem Nachrichtenwert berichtet worden sei (Loosen & Ravenstein 2000, 202).

Aus der Vielzahl von Münsteraner Abschlussarbeiten sei außerdem auf die Dissertation von Karin Baumhöver (1992) hingewiesen. Baumhöver zeigte, dass die olympischen Ideale in der Medienberichterstattung selten und zudem oberflächlich behandelt werden. So kamen olympische Prinzipien in der Olympia-Berichterstattung der überregionalen Qualitätspresse (*Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung*) zwischen 1952 und 1988 in insgesamt 15 Prozent der Artikel vor (Baumhöver 1992, 211). Konkret fanden diese Prinzipien vor allem im Politikressort Berücksichtigung, während ihr Auftreten stark ereignisabhängig war und vor allem die Unabhängigkeit der olympischen Bewegung thematisiert wurde (Baumhöver 1992, 198, 202-203). Angesichts der Imageprobleme der olympischen Bewegung und vor allem des Internationalen Olympischen Komitees ist Baumhövers Arbeit

¹² Loosen studierte Kommunikationswissenschaft, Psychologie und Germanistik an der Universität Münster und war dann als Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Assistentin sowie Vertretungsprofessorin in Münster tätig. Ihre Habilitation (an der Universität Hamburg) beschäftigte sich mit der

Transformationen des Journalismus und der Journalismusforschung. Loosen ist gegenwärtig Senior Researcher am Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut und Professorin an der Universität Hamburg.

immer noch von hoher Aktualität. Daher diene sie jüngst auch als Orientierung bei einer Pilotstudie zu den olympischen Prinzipien und gesellschaftlichen Werten in der Printberichterstattung (Rehbach, Ihle & Nieland 2016).

Die Medialisierung des Sports und die Internationalisierung der Forschung

Nicht nur die Gründung der DGPK-Ad-hoc-Gruppe „Mediensport und Sportkommunikation“ im Jahre 2014 fand die Unterstützung von KollegInnen aus Münster, auch wird die seitdem zu beobachtende Dynamik im Forschungsfeld kontinuierlich durch Beiträge aus dem Münsteraner Institut bereichert. So haben Thomas Birkner und Daniel Nölleke (2016) einen zentralen Beitrag zur Erforschung der Medialisierung des Sports geleistet und international platziert. Den theoretischen und empirischen Bezug (vgl. Birkner 2017, 82-88) lieferten die Beiträge von Dohle und Vowe (2006), Heinecke (2014) sowie Meyen (2014).¹³ Mittels Biografien von FußballerInnen untersuchten die Autoren, ob und wie sich die SportlerInnen und ihr Umfeld an der Medienlogik orientieren und wie sich ihr Verhalten im Zeitverlauf verändert hat (Birkner & Nölleke 2016). Daniel Nölleke hat darüber hinaus mit Thomas Horkey (Macromedia Hochschule Hamburg) und Christoph Grimmer (damals Universität Tübingen) zusammenarbeitet und unter anderem zu den Twitter-Aktivitäten von SportjournalistInnen bei den Olympischen Winterspielen in Sotschi 2014 geforscht. In ihrer methodisch aufwendigen Studie (Nölleke, Grimmer & Horkey 2017) zeigten die Autoren, dass JournalistInnen Twitter nutzen, um an Insiderinformationen zu gelangen sowie um den Kontakt zu den AthletInnen zu verbessern.

Ebenfalls einen wichtigen Beitrag zur internationalen Sichtbarkeit der deutschen Sportkommunikationsforschung ging von Frank Marcinkowski und seinem Team aus. An dieser Stelle ist erstens die Arbeit von Christopher Starke und Felix Flemming (2017) zur Dopingberichterstattung in ausgewählten deutschen Tageszeitungen und speziell zur Verantwortungszuschreibung zu nennen. Er-

wähnt werden müssen zweitens die methodisch aufwendigen Analysen zur Einstellung deutscher ZuschauerInnen gegenüber der Übertragung von Sportgroßereignissen aus autoritären Ländern (vgl. Flemming, Lünich, Marcinkowski & Starke 2016). Dabei zeigen Marcinkowski und seine Mitarbeiter das Dilemma, welches sich aus dem Wissen um den autoritären Regierungsstil und die korrupte Durchführung von Sportereignissen auf der einen Seite sowie dem Interesse an und der Begeisterung für den Sport auf der anderen Seite ergibt. Anschlussfähig sind diese Studien ferner nicht nur an die nationale und internationale Sportkommunikationsforschung, sondern auch an die sportsoziologischen und (sport-)politischen Debatten um die Instrumentalisierung des Sports durch Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien (vgl. Mittag & Nieland 2007) sowie den Protest gegen die Ausrichtung von Sportgroßereignissen (vgl. exemplarisch Nieland, Ihle & Mittag 2016).

Als Münsteraner Beitrag zur aufstrebenden Sportkommunikationsforschung können schließlich auch zwei Arbeiten des Autors selbst klassifiziert werden, der von 2017 bis 2019 am Institut für Kommunikationswissenschaft in Münster tätig war.¹⁴ In Verlängerung des Beitrags von Christoph Bertling und Jörg-Uwe Nieland (2009) über den Umgang des deutschen Sportjournalismus mit (Bild-)Manipulation, Korruption und Wettbetrug, widmete sich Nieland (2016) zum einen ethischen Fragen in der Sportkommunikation und aus der Zusammenarbeit mit Ihle erwuchs zum anderen der Vorschlag einer systemtheoretisch abgeleiteten Bestimmung von Sportjournalismus (Ihle & Nieland 2019). Gestützt auf die Unterscheidung zwischen „sports broadcasting“ und „sports journalism“ (Boyle 2010) empfehlen Ihle und Nieland, nur dann von Sportjournalismus zu sprechen, wenn eine Kommunikation über Leistung im Sport stattfindet. Die bereits erwähnte und in zahlreichen (Sport-)JournalistInnenbefragungen dokumentierte Unterhaltungsorientierung von SportjournalistInnen stellt demzufolge kein Problem für das Funktionieren des Sportjournalismus dar. Denn nur wenn die Unterhaltsamkeit die Beobachtung von und die Information über Fair-

¹³ Im Vergleich zur deutschsprachigen Debatte (vgl. Heinecke 2014; Meyen 2014 sowie Ihle, Nieland & Rehbach 2016) existieren international deutlich weniger elaborierte und verzweigte Ansätze bzw. Untersuchungen (vgl. Whannel 2012; Frandsen 2014).

¹⁴ In diese Zeit fallen darüber hinaus die Veröffentlichung des Sammelbandes *Großer Sport, große Show, große Wirkung? Empirische Studien zu Olympischen Spielen und Fußballgroßereignissen* (Schramm, Schallhorn, Ihle & Nieland 2018) sowie eine Untersuchung zur Kommunikation über die Kampfsportart Mix Martial Arts auf Youtube (Nieland & Vogt 2018).

ness be- oder verhindert, ist dies für den Sport problematisch. Mehr noch: Wird Sportjournalismus als Leistungskommunikation verstanden, lässt sich eine Reihe pauschal und voreilig formulierter Vorwürfe ausräumen. Erstens handelt es sich bei der fehlenden Distanz zwischen JournalistInnen und SportlerInnen nicht per se um ein Problem, sondern zunächst um den Stil und das Rollenverständnis von bestimmten JournalistInnen – und ob es sich um guten Journalismus handelt, wenn AthletInnen von MedienvertreterInnen geduzt und geherzt werden, ist lediglich ein Geschmacksurteil, „solange von diesem Stil die Kommunikation über die Leistung als fair erbracht nicht beeinträchtigt wird“ (Ihle & Nieland 2019, 25). Zweitens kann festgehalten werden, dass der Sportjournalismus (zumal als *sports broadcasting*) ohne Unterhaltung gar nicht auskommt. Dies gilt insbesondere aus einer medienökonomischen Perspektive: „Mehr (oder bessere) Unterhaltung rechnet sich durch größeres (oder zahlungsbereiteres) Publikum“ (Ihle & Nieland 2019, 25-26). Problematisch ist aus dieser Perspektive gleichwohl die Unterhaltbarkeit und damit auch die Medialisierung des Sports, wenn „der Wettkampf nicht mehr fair

stattfindet“ (Ihle & Nieland 2019, 26) und dies die JournalistInnen nicht thematisieren.

Ausblick

Dass die 2014 gegründete Ad-hoc-Gruppe „Mediensport und Sportkommunikation“ auf der Mitgliederversammlung der DGPK 2018 in Mannheim den Fachgruppenstatus erreichte, ist auch auf die Vorarbeiten und aktuellen Impulse aus dem Münsteraner Institut zurückzuführen.¹⁵ Angesichts der Herausforderungen, vor denen die Sportkommunikationsforschung in theoretischer und methodischer Hinsicht steht (vgl. exemplarisch Vowe & Dohle 2016; Stiehler 2016), sind diese aktuellen Impulse ebenso dringend erforderlich wie die „wissenschaftsgeschichtliche Besinnung“ auf die Münsteraner Tradition. Wie gesehen, leisten dies vor allem die Arbeiten von Hackforth (1974), Weischenberg (exemplarisch 1994), Loosen (1998) sowie Birkner und Nölleke (2015). Dank dieser Unterstützung aus Münster darf die deutsche Sportkommunikationsforschung darauf hoffen, sich einen Stammplatz im Fach zu erarbeiten.

Bibliographie

- Baumhöver, K. (1992). *Olympische Werte in der Berichterstattung der Printmedien Süddeutsche Zeitung und Frankfurter Allgemeine Zeitung von 1952 bis 1988. Eine inhaltsanalytische Studie zu olympischen Werten*. Frankfurt am Main.
- Bertling, C. & Nieland, J.-U. (2009). Sporevents als Werbeträger. Manipulation und Korruption sind ständige Begleiter des deutschen Sportjournalismus. In: *message – Internationale Zeitschrift für Journalismus*, 12 (3), S. 86-89.
- Birkner, T. (2015). Siegfried Weischenberg. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/siegfried-weischenberg/>, Zugriff am 19. Januar 2019.
- Birkner, T. (2017). *Medialisierung und Mediatisierung*. Baden-Baden.
- Birkner, T. & Nölleke, D. (2016). Soccer Players and Their Media-Related Behavior: A Contribution on the Mediatization of Sports. In: *Communication & Sports*, 4 (4), S. 367-384.
- Boyle, R. (2010). *Sports Journalism: Context and Issues*. London.
- Dohle, M. & Vowe, G. (2006). Der Sport auf der „Mediatisierungstreppe“? Ein Modell zur Analyse medienbedingter Veränderungen des Sports. In: *merz – Medien und Erziehung*, 50 (6), S. 18-28.
- Fischer, C. (1993). *Professionelle Sport-Kommunikatoren: Redaktionelle Textproduktion & Sportjournalismus-Didaktik*. Berlin.
- Flemming, F., Lünich, M., Marcinkowski, F. & Starke, C. (2016). Coping with Dilemma: How German Sport Media Users Respond to Sport Mega Events in Autocratic Countries. In: *International Review for the Sociology of Sport*, 52 (8), S. 1008-2024.

¹⁵ Stellvertretend ist hier schließlich ebenso die Studie von Lars-Ole Wehden und Nathalie Schröer (2019) über die

Kurzberichterstattung zu den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang 2018 zu nennen.

- Frandsen, K. (2014). Mediatization of Sports. In: Lundby, K. (Hg.), *Mediatization of Communication*. Berlin, S. 525-546.
- Frütel, S. (2005). *Toy Department for Men. Eine empirische Studie zum internationalen Sportjournalismus*. Pulheim.
- Görner, F. (1995). *Vom Außenseiter zum Aufsteiger. Ergebnisse der ersten repräsentativen Befragung deutscher Sportjournalisten*. Berlin.
- Hackforth, J. (1974). *Sport im Fernsehen. Ein Beitrag zur Sportpublizistik unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Fernsehens (ARD) und des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF) in der Zeit von 1952-1972*. Münster.
- Hackforth, J. (Hg.) (1988). *Sportmedien und Mediensport*. Berlin.
- Hackforth, J. (Hg.) (1994). *Sportsponsoring: Bilanz eines Booms*. Berlin.
- Hackforth, J. & Weischenberg, S. (Hg.) (1978). *Sport und Massenmedien*. Bad Homburg.
- Hackforth, J. & Fischer, C. (Hg.) (1994). *ABC des Sportjournalismus*. München.
- Hackforth, J. & Schaffrath, M. (Hg.) (1998). *Ein Blick zurück nach vorn. Sport-Journalisten erinnern sich*. Berlin.
- Hauer, S. (2012). *Sportjournalismus in Deutschland. Vom Marktschreier bis zum Missionar: Das berufliche Selbstverständnis von Sportjournalisten in Deutschland*. Münster.
- Heinecke, S. (2014). *Fit fürs Fernsehen? Die Medialisierung des Spitzensports als Kampf um Gold und Sendezeit*. Köln.
- Horky, T. & Kamp, H.-C. (2012). *Sport. Basiswissen für die Medienpraxis*. Köln.
- Horky, T., Schauerte, T., Schwier, J. & DFJV (Hg.) (2009) *Sportjournalismus*. Konstanz.
- Ihle, H. (2016). Sport und Medien. Bestandsaufnahme des Forschungsfeldes. In: *Communicatio Socialis*, 49 (2), S. 134-152.
- Ihle, H., Nieland, J.-U. & Rehbach, S. (2016). Medialisierung des Sports – ein Untersuchungsmodell. In: Schürmann, V., Mittag, J., Stibbe, G., Nieland, J.-U. & Haut, J. (Hg.), *Bewegungskulturen im Wandel. Der Sport der Medialen Moderne – gesellschaftstheoretische Verortungen*. Bielefeld, S. 185-203.
- Ihle, H. & Nieland, J.-U. (2019). Die Tour de France und die Medien – Annäherung an den Sportjournalismus im Zeitalter der Medialisierung. In: Leinen, F. (Hg.), *Vélomanie – Facetten des Radsports zwischen Mythos und Ökonomie*. Bielefeld, im Druck.
- Jungels, D. (2007). *Professionelle Kommunikatoren in professionellen Clubs. Eine theoretische und empirische Studie bei europäischen Fußballvereinen*. Köln.
- Kautz, F. (2011). *Blickpunkt Doping. Eine explorative Studie zu Meinungen und Einstellungen von Sportjournalisten im Bezug auf Doping, die Berichterstattung darüber und mögliche Lösungen des Dopingproblems*. Berlin.
- Kolb, S. (2009). Sportjournalisten in Deutschland. In: Horky, T., Schauerte, T., Schwier, J. & DFJV (Hg.), *Sportjournalismus*. Konstanz, S. 45-62.
- Loosen, W. (1998). *Die Medienrealität des Sports. Evaluation und Analyse der der Printberichterstattung*. Wiesbaden.
- Loosen, W. (2004). Sport als Berichterstattungsgegenstand in den Medien. In: Schramm, H. (Hg.), *Die Rezeption des Sports in den Medien*. Köln, S. 10-27.
- Loosen, W. & Ravenstein, M. (2000) Sportberichterstattung im Fokus der Nachrichtenwertforschung. Fußball-WM '98 und Sport in der Printmedienberichterstattung. In: Schorr, A. (Hg.), *Publikums- und Wirkungsforschung. Ein Reader*. Wiesbaden, S. 191-204.
- Meyen, M. (2014). Medialisierung des deutschen Spitzenfußballs. Eine Fallstudie zur Anpassung von sozialen Funktionssystemen an die Handlungslogik der Massenmedien. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 62 (2), S. 377-394.
- Meyen, M. (2019). Die Definitionsmacht der Kommunikationswissenschaft. Ein Plädoyer für eine „wissenschaftsgeschichtliche Besinnungspause“ und eine Replik auf „Woher kommt und wozu führt Medienfeindlichkeit?“ in M&K 3/2018. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 67 (1), S. 77-87.
- Mirbach, A. (2013). Josef Hackforth. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de/josef-hackforth/>, 19. Januar 2019.
- Mittag, J. & Nieland, J.-U. (Hg.) (2007). *Das Spiel mit dem Fußball. Interessen, Projektionen und Vereinnahmungen*. Essen.

- Nieland, J.-U. (2016). Ethik in der Sportkommunikation. Eine Problematisierung. In: *Communicatio Socialis*, 49 (2), S. 153-164.
- Nieland, J.-U., Ihle, H. & Mittag, J. (2016). Sportorganisationen unter Beobachtung. Die Olympiabewerbung Münchens 2018 in der Berichterstattung. In: Hebbel-Seeger, A., Horky, T. & Schulke, H.-J. (Hg.), *Sport als Bühne. Mediatisierung von Sport und Sportveranstaltungen*. Aachen, S. 232-257.
- Nieland, J.-U., & Vogt, L. (2018). Mixed Martial Arts im Netz – Neue Dimensionen und Verläufe der Fankommunikation über eine umstrittene Kampfsportart. In: Grimmer, C. G. (Hg.), *Sportkommunikation in digitalen Medien. Vielfalt, Inszenierung, Professionalisierung*. Wiesbaden, S. 155-177.
- Nölleke, D., Grimmer, C. G. & Horky, T. (2017). News Sources and Follow-up Communication: Facets of Complementarity between Sports Journalism and Social Media. In: *Journalism Practice*, 11 (4), S. 509-526.
- Pörksen, B., Loosen, W. & Scholl, A. (Hg.) (2008). *Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Festschrift für Siegfried Weischenberg*. Wiesbaden.
- Real, Michael R. (1975): Super Bowl: Mythic Spectacle. In: *Journal of Communication*, 25 (1), S. 31-43.
- Real, Michael R. (2013): Reflections on Communication and Sport: On Spectacle and Mega-Events. In: *Communication and Sport*, 1 (1-2), S. 30-42.
- Rehbach, S., Ihle, H. & Nieland, J.-U. (2016). Olympische Prinzipien und gesellschaftliche Werte in der Printberichterstattung: Ausgewählte Befunde einer Pilotstudie. In: Schürmann, V., Mittag, J., Stibbe, G., Nieland, J.-U. & Haut, J. (Hg.), *Bewegungskulturen im Wandel. Der Sport der Medialen Moderne – gesellschaftstheoretische Verortungen*. Bielefeld, S. 225-249.
- Schaffrath, M. (1996). *Sport on Air, Studie zur Sportberichterstattung öffentlich-rechtlicher und privater Radiosender in Deutschland*. Berlin.
- Schaffrath, M. (2006). *Spitzensport und Sportjournalismus: Empirische Studie zum grundlegenden Verständnis der Beziehungen der zwei Subsysteme und Akteursgruppen*. Pulheim.
- Schaffrath, M. (2009a). Josef Hackforth – Nestor der Sportpublizistik. In: Schaffrath, M. (Hg.), *Sport ist Kommunikation. Festschrift zum 60. Geburtstag Prof. Dr. Dr. h.c. Josef Hackforth*. Berlin, S. 2-24.
- Schaffrath, M. (Hg.) (2009b). *Sport ist Kommunikation. Festschrift zum 60. Geburtstag Prof. Dr. Dr. h.c. Josef Hackforth*. Berlin.
- Schaffrath, M. (Hg.) (2009c). *Sport-PR und PR im Sport. Arbeitsweisen und Anforderungsprofile von Öffentlichkeitsarbeit in verschiedenen Berufsfeldern*. Berlin.
- Schaffrath, M. (2010). Vermittler, Vermarkter und Verkäufer. Empirische Studie zum beruflichen Selbstverständnis von TV-Sportjournalisten. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 58 (2), S. 247-267.
- Schaffrath, M. & Kautz, F. (2017). Doping-Berichterstattung: Meinungen und Motive von Sportjournalisten. In: *Journal für Sportkommunikation und Mediensport*, 2 (2), S. 99-120.
- Schaffrath, M., Kautz, F. & Schulz, T. (2017). Kompetenzprobleme wegen Komplexität. Wissensdefizite von Sportjournalisten beim Thema Doping. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 64 (2), S. 219-243.
- Schaffrath, M. & Schmid, P. (2017). „Tor in Mönchengladbach“, „Elfmeter für die Bayern“ und „Rote Karte in Dortmund“. Inhaltsanalytischer Vergleich der Fußball-Radio-Konferenzschaltungen der ARD und des Internet-Anbieters Sport1.fm. In: *Journal für Sportkommunikation und Mediensport*, 2 (1), S. 46-64.
- Scholl, A., Renger, R. & Blöbaum, B. (Hg.) (2007). *Journalismus und Unterhaltung. Theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Wiesbaden.
- Scholz, R. (1993). *Konvergenz im TV – Sport. Eine komparative Studie des ‚Dualen Fernsehsystems‘*. Berlin.
- Schramm, H., Schallhorn, C., Nieland, J.-U. & Ihle, H. (Hg.) (2018). *Großer Sport, große Show, große Wirkung? Empirische Studien zu Olympischen Spielen und Fußballgroßereignissen*. Köln.
- Starke, C. & Flemming, F. (2017). Who is Responsible for Doping in Sports? The Attribution of Responsibility in the German Print Media. In: *Communication & Sport*, 5 (2), S. 245-262.
- Stiehler, H.-J. (2016). Zuschauersport und Mediensport – eine verspätete Keynote. In: *Journal für Sportkommunikation und Mediensport*, 1 (1-2), 19-25.
- Vowe, G. & Dohle, M. (2016). Sportkommunikation und Mediensport im Wandel. Grundzüge eines Forschungsprogramms für die Sportkommunikationsforschung. In: *Journal für Sportkommunikation und Mediensport*, 1 (1-2), S. 4-18.

- Wehden, L.-O. & Schröer, N. (2019). Golden news? Analysis of summarizing coverage of the Olympic Winter Games 2018 on German TV. In: *Medien Journal*, im Druck.
- Weischenberg, S. (1976). *Die Außenseiter der Redaktion: Struktur, Funktion und Bedingungen des Sportjournalismus. Theorie und Analyse im Rahmen eines allgemeinen Konzepts komplexer Kommunikatorforschung*. Bochum.
- Weischenberg, S. (1994). Annäherungen an die „Außenseiter“. Theoretische Einsichten und vergleichende empirische Befunde zu Wandlungsprozessen im Sportjournalismus. In: *Publizistik*, 39 (4), S. 428-452.
- Weischenberg, S. (1998). Geleitwort. In: Loosen, W. *Die Medienrealität des Sports. Evaluation und Analyse der Printberichterstattung*. Wiesbaden, S. V-VI.
- Weischenberg, S., Malik, M. & Scholl, A. (2006). *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz.
- Wernecken, J. (2000). *Wir und die anderen ...: Nationale Stereotypen im Kontext des Mediensports*. Berlin.
- Whannel, G. (2012). Reflections on Communication and Sport: On Mediatization and Cultural Analysis. In: *Communication & Sport*, 1 (1-2), S. 7-17.

Jörg-Uwe NIELAND,

Dr., studierte Politikwissenschaft (mit den Nebenfächern Geschichte, Philosophie und Sportwissenschaft) in Duisburg, Bochum und Berlin und promovierte 2006 an der Universität Duisburg-Essen. Er ist Akademischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft der Zeppelin Universität Friedrichshafen und seit 2014 Sprecher bzw. stellvertretender Sprecher der Fachgruppe „Mediensport und Sportkommunikation“ in der DGPK. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Medialisierung und Mediatisierung, Sportkommunikation und Sportpolitik, politische Kommunikation, Medienpolitik und Medienstrukturen, Medienentwicklung sowie Populärkultur.

Konflikte, Theorien, Perspektiven – Forschung zur Fachgeschichte

Werkstattbericht aus einem Forschungsseminar zu 100 Jahren Kommunikationswissenschaft in Münster

Thomas Birkner & Andreas Scheu
Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster

Abstract

100-Jahr-Feiern bieten eine gute Gelegenheit, zurückzuschauen. Der Blick zurück dient dabei immer auch der Selbstvergewisserung: Weshalb stehen wir heute hier? Uns war das Jubiläum zu 100 Jahren Kommunikationswissenschaft in Münster Anlass, die Geschichte des Instituts von der Gründung des Lektorats für Zeitungskunde über die Neugründung als Institut für Publizistik nach dem Zweiten Weltkrieg hin zu den neuesten Entwicklungen am Institut für Kommunikationswissenschaft zu erforschen. Gemeinsam mit zwölf Studierenden im Master Kommunikationswissenschaft haben wir uns zwei Semester in die Tiefen des Universitätsarchivs begeben, alte Vorlesungsverzeichnisse gewälzt und knapp 20 Zeitzeugen und Experten interviewt. Die Ergebnisse werden den Gästen der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft am 10. und 11. Mai im Rahmen einer Posterpräsentation vorgestellt.

Fachgeschichte hat derzeit in der Kommunikationswissenschaft Konjunktur (Birkner & Schwarzenegger 2016a). Nicht zuletzt liegt das auch daran, dass es nun gut 100 Jahre her ist, dass sich das Fach in Deutschland an den Universitäten etablierte – zunächst, noch während des Ersten Weltkriegs, 1916 in Leipzig und schließlich drei Jahre später in Münster. Die Gründung des Lektorats für Zeitungskunde 1919 in Münster gab uns den Anstoß, ein umfangreiches Forschungsprojekt zu entwerfen, dessen Ergebnisse 2019 auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) in Form einer Posterpräsentation der Fachöffentlichkeit vorgestellt werden. Hier möchten wir vor allem den theoretischen Rahmen, das methodische Vorgehen und die Umsetzung im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts erläutern. Durchgeführt wurde das Projekt in einem einjährigen Forschungsseminar mit Studierenden des Masterstudiengangs Kommunikationswissenschaft am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität, denen unser Dank und Respekt für die geleistete Arbeit gilt: Jo Marie Dominiak, Valentin Döring, Lisa Claudia Horna, Anne Isolde Kläs, Silke Knittig, Jonas Menke, Melina Pauli, Yana Svetoslavo-

va Petkova, Luisa Linea Popp, Sophie-Charlotte Rydzik, Eva Franziska Weber und Marko Zenka. Das Institutsjubiläum war der Anlass, uns gemeinsam mit den Studierenden ein ganzes Jahr lang intensiv in die Geschichte des Münsteraner Instituts und damit auch in die Geschichte der Kommunikationswissenschaft insgesamt zu vertiefen.

Fachgeschichte zur Selbstvergewisserung

Dass sich die Fachgeschichtsschreibung aktuell großer Beliebtheit erfreut, macht allen voran die vielfältige nationale und internationale Forschung in diesem Bereich deutlich (Birkner & Schwarzenegger 2016b). Davon zeugt etwa das *Biografische Lexikon der Kommunikationswissenschaft* (BLexKom 2013), das von Michael Meyen und Thomas Wiedemann herausgegeben wird. Das bestätigt auch der von Erik Koenen herausgegebene Sammelband zum 100-jährigen Jubiläum des Leipziger Instituts: *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und*

Medienwissenschaft (Koenen 2016). Hier spielen wichtige Personen, Gründerväter wie Karl Bücher und Erich Everth oder kontroverse Persönlichkeiten wie der Nationalsozialist Hans Amandus Münster, eine zentrale Rolle. Das zeigt sich ebenso in der eindrucksvollen Breite der kommunikationswissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung in Deutschland (stellvertretend für viele Weitere: Kutsch 1988; Kutsch & Pöttker 1997; Averbeck 1999; Kutsch & Weber 2002; Wilke 2005; Meyen & Löblich 2006; Löblich 2010; Koenen 2016; Wiedemann, Meyen & Lacasa-Mas 2018) und das offenbart sich auch im inter- und transnationalen Kontext (für einen Überblick vgl. Löblich & Scheu 2011; siehe unter anderem auch Nordenstreng 2004, 2007; Park & Pooley 2008; Pooley 2016), beispielsweise mit dem Band *Kommunikationswissenschaft im internationalen Vergleich. Transnationale Perspektiven* (Averbeck-Lietz 2017) oder *The International History of Communication Study* von Peter Simonson und Dave W. Park (2016). In beiden Werken werden unterschiedliche Einzelstudien zu Personen, Ideen, Ländern und Regionen zusammengebracht. Fachgeschichten fokussieren üblicherweise auf Ideen, Personen oder Institutionen, wobei die Schwerpunktsetzungen jeweils spezifische Vor- und Nachteile mit sich bringen (Löblich & Scheu 2011): Ideengeschichtliche Zugriffe erzählen von Kontinuität und Umbrüchen, von erfolgreichen und weniger erfolgreichen Theorien und Entwicklungen, laufen aber Gefahr, wissenschaftliche Entwicklung als notwendige Entwicklung misszudeuten. Personenzentrierte Zugänge tragen der sozialen Konstruktion der Fachgeschichte Rechnung und berücksichtigen auch wissenschaftsexterne Einflüsse auf die Fachentwicklung, die sich in den Biografien einzelner Akteure niederschlagen; der biografische Zugang lässt Geschichte zudem lebendig werden und schafft Raum zur Identifikation. Die Kritik an dieser Schwerpunktsetzung lautet oftmals, dass die Rolle Einzelner hier tendenziell überbewertet wird („great men make history“). Schließlich integriert der institutionelle Zugang beides, indem die Geschichte von Institutionen wie kommunikationswissenschaftlichen Instituten im Hinblick auf strukturelle, aber auch auf personelle und ideengeschichtliche Entwicklungen problematisiert wird. In diesem Sinne haben wir im Forschungsseminar die Geschichte des Münsteraner Instituts aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet, um sowohl die Vorteile der Zugänge zu maximieren als auch die Nachteile auszugleichen.

Lehrkonzept und Forschungsmethoden

Das zweisemestrige Forschungsseminar im Master Kommunikationswissenschaft verfolgte mehrere Ziele: Erstens sollten Theorie- und Methodenkenntnisse aus dem Bereich der kommunikationswissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung vermittelt werden. Zweitens wollten wir die 100-jährige Geschichte des Instituts im Kontext der Geschichte des Fachs, aber auch entlang weitreichender historischer Wegmarken aufarbeiten. Und drittens sollten die Ergebnisse zur 100-Jahr-Feier des Instituts im Rahmen der Jahrestagung der DGPK in Form einer Posterpräsentation vorgestellt werden.

In einem ersten Schritt wurden theoretische und empirische Zugänge erarbeitet. Im Seminarverlauf wurden vier Dimensionen der Institutsgeschichte identifiziert, die die Studierenden in der Folge besonders fokussieren sollten:

- die Theorie- und Methodenentwicklung (Ideengeschichte) am Institut;
- die Personen (Biografien), die die Entwicklung des Instituts maßgeblich geprägt haben und weiterhin prägen;
- Außeneinflüsse, die sich auf die ideengeschichtliche, personelle oder strukturelle Entwicklung des Instituts ausgewirkt haben; und
- die Außenwahrnehmung des Instituts sowohl im Fach selbst als auch in der Gesellschaft.

Den vier Schwerpunkten wurden jeweils drei Studierende zugeordnet. Die Gruppen sollten sich mit ihrer jeweils spezifischen Brille in den Forschungsstand einarbeiten und theoretische und empirische Zugänge identifizieren, die ihrer jeweiligen Perspektive auf die Geschichte des Instituts besonders Rechnung tragen. Die Arbeit aus diesem ersten Schritt wurde in einem Kategoriensystem zusammengefasst. Weiterhin wurden die methodischen Werkzeuge erarbeitet, die im Seminarverlauf angewendet wurden (Dokumentenanalyse, qualitative Interviews, kategoriengestützte Auswertungsverfahren, softwaregestützte Auswertung mit MaxQDA).

In einem zweiten Schritt wurden drei Gruppen zu drei historischen Phasen der Institutsgeschichte gebildet: 1919 bis 1959, 1959 bis 1994, 1994 bis 2019. Jede dieser Gruppen bestand aus vier ExpertInnen zu jeweils einem inhaltlichen Schwerpunkt bzw. einer fachhistorischen Perspektive. In diesen Gruppen fand der Großteil der Datenerhebung und -auswertung statt.

Zur Datenerhebung standen uns unterschiedliche Archive zur Verfügung. Zentral war dabei

vor allem das Universitätsarchiv der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, wo wichtige Dokumente über die Gründungsphase des Instituts lagern. Zudem erwies sich der Nachlass von Karl d’Ester in Dortmund als wahre Fundgrube. Hinzu kamen Privatarchive, die uns einzelne Interviewpartner, wie etwa Hans Bohrmann, dankenswerterweise empfohlen oder zugänglich gemacht haben. Hier wurde jeweils vor Ort im Archiv gearbeitet. Die Vorlesungsverzeichnisse für viele der 100 Jahre, auf die wir zurückblicken, liegen außerdem als Digitalisate vor – was die Arbeit wesentlich erleichterte (vgl. auch Birkner, Koenen & Schwarzenegger 2018). Auf Basis der digitalisierten Vorlesungsverzeichnisse konnten wir im Zeitverlauf nicht nur die Quantität der Lehrveranstaltungen in Erfahrung bringen, sondern auch inhaltlich Schwerpunkte mit Umbrüchen der Mediengeschichte abgleichen. So waren wir in der Lage, Statistiken für die Entwicklung des Lehrpersonals zu ermitteln. Auch auf dem fachhistorischen Online-Portal BLexKom und aus dem Interviewband von Michael Meyen und Maria Löblich (2007) konnten wir auf Interviews zurückgreifen, die ausgewählte Phasen der Institutsgeschichte thematisieren.

Ein Kernelement des Seminars bestand zudem darin, dass wir über Interviews mit Zeitzeugen und Experten selbst weitere Quellen produzierten. Insgesamt wurden im Seminarverlauf 19 Zeitzeugen und Experten befragt. Der Großteil der Interviews wurde im Seminkontext geführt, sodass alle SeminarteilnehmerInnen davon profitieren konnten. Hieraus ergab sich im Zeitverlauf ein deutlich beobachtbarer Lerneffekt.

Zur Datenauswertung wurden die Studierenden geschult, insbesondere in der qualitativen Analyse von Dokumenten und Leitfadenterviews mit MaxQDA. Nicht zuletzt fanden in der Auswertungsphase regelmäßig Treffen statt, in denen Fortschritte und Probleme bei der Auswertung diskutiert wurden und in denen das Kategoriensystem, das auch die Datenauswertung anleitete, weiter induktiv verfeinert wurde.

Phasen und Herausforderungen

Auf der Basis unserer Vorarbeiten konnten wir drei zeitliche Phasen der Institutsgeschichte identifizieren, die selbstverständlich nicht als harte Epochen Grenzen zu verstehen sind, gleichwohl aber mit jeweils unterschiedlichen und epochenspezifischen Herausforderungen für die Erforschung

der Institutsentwicklung einhergehen (vgl. auch Hackforth & Kutsch 1982). Die Auswertung des Datenmaterials ist zur Zeit der Entstehung dieses Artikels noch nicht abgeschlossen. Im Folgenden werden wir daher, einem Werkstattbericht entsprechend, eher cursorisch auf einige Aspekte der historischen Entwicklung des Instituts und seiner Erforschung eingehen.

1919 bis 1959

Die Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg sind schwierige Zeiten, insgesamt in Deutschland. Dennoch ist die Gründung des Lehrstuhls für Zeitungskunde 1919 gut belegt. Die darauffolgenden Jahre sind von Existenzkämpfen und Geldsorgen geprägt. Damit verbunden waren häufig auch Versuche der Einflussnahme. Dies betrifft natürlich auch die Zeit des Nationalsozialismus, der wir uns, trotz schwieriger Quellenlage, intensiv gewidmet haben.

Spannend ist dann der Wiederaufbau nach 1945 durch Walter Hagemann (Wiedemann 2012): Hagemann sorgte für die theoretische und methodische Neuausrichtung der in der NS-Zeit diskreditierten Disziplin. Er engagierte sich in der „Kampf dem Atomtod“-Bewegung, pflegte Kontakte in die DDR und hat sich 1958 als CDU-Mitglied an der Seite Walter Ulbrichts für die Wiedervereinigung eingesetzt. Vor allem Letzteres war ein absoluter Tabubruch, der Hagemann die Position und Reputation kostete. Er wurde aus der CDU ausgeschlossen, verlor die Lehrbefugnis und wurde vom Universitätsdienst suspendiert. Als er zusätzlich wegen einer „eherecherischen Beziehung“ zu einer Studentin strafrechtlich verfolgt werden sollte, flüchtete Hagemann 1961 in die DDR. Neben einem Expertengespräch mit Thomas Wiedemann konnten wir außerdem mit dem *Spiegel*-Autor Hans Hielscher einen Zeitzeugen für den damaligen Umbruch am Institut interviewen. Hielscher schlug in dieser Zeit genau den entgegengesetzten Weg ein: vom sogenannten „Roten Kloster“, der Journalistenschmiede am Leipziger Institut, nach Münster, wo er im Wintersemester 1958/59 sein Studium am Institut für Publizistik aufnahm. Für Münster hatte er sich unter anderem wegen Walter Hagemann entschieden, der allerdings kurz darauf in die DDR floh.

1959 bis 1994

Entsprechend konnte Hielscher weit mehr Informationen über den Nachfolger Hagemanns, Henk Prakke, beisteuern. Prakke übernahm die

Professoren

Hart an der Pleite

Ein skurriler Kleinkrieg zwischen Uni-Dozenten in Münster irritiert Studenten und erheitert Kollegen.

An manchen Abenden, wenn Stille herrscht auf den Fluren des Instituts für Publizistik der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, dringt Licht aus der Bibliothek.

Versonnen streift dann Winfried B. Lerg, 61, kommissarischer Chef des Instituts, durch die Regal-Reihen und fährt voller Besitzerstolz mit der Hand über die Buchrücken.

Doch zwei Rebellen, seine Hochschullehrer-Kollegen Klaus Merten, 54, und Siegfried Weischenberg, 46, trüben Lergs Glück, das Haus ganz allein zu beherrschen. Zähl bekriegen sich die drei Journalistik-Dozenten, Jahresgehalt über 100 000 Mark, mit fiesen Tricks auf Pennäler-Niveau. Studenten sind irritiert, Kollegen juxen sich.

Seit Jahren traktieren sich Lerg und Merten mit Dienstaufsichtsbeschwerden. Am Dienstag werden sich die Gegner vor Gericht sehen. Lerg behauptet, seine Kollegen würden schlampig arbeiten. Merten konterte mit einer Verleumdungsklage: Der deutsche Professor sei, so Merten, „zwar nur dem lieben Gott, dem Minister und seiner Frau verantwortlich“. Aber Lergs Vorwurf geht dem Dozenten „zu weit“.

Der Streit tobt vor allem um Konsequenzen aus der Demokratisierung der

Universitäten, 1979 per Gesetz beschlossen. Lerg, schon seit über 20 Jahren provisorischer Chef des Instituts für Publizistik (IfP), bremst alle Anläufe auf mehr Mitbestimmung in seinem Ressort mit gewieften Manövern aus.

Während die Chefs der übrigen Institute längst durch Wahl bestimmt werden, herrscht Lerg noch als Monarch. Seit Jahren weigert sich der Dozent, der sich über das Thema „Das Gespräch – Theorie und Praxis der unvermittelten Kommunikation“ habilitierte, mit seinen Kontrahenten zu reden.



Professoren Merten, Weischenberg Kampf um die Schreibmaschine

Alle Versuche, den Feudal-Professor zu entthronen, scheiterten. Hartnäckig sperrt sich Lerg, den Institutsvorstand zur Wahl eines Direktors einzuberufen.

Es fehle, so der Professor, an Kandidaten für das Amt. Dem Einwand, daß zumindest er zur Verfügung stehe, entgegnet Lerg: „Dann wäre die Wahl doch bloßer Ritus, dann kann doch auch alles bleiben, wie es ist.“

Genau davor graut es den Angehörigen des Instituts. Denn der Professor, so klagen Gegner, entlasse etwa ohne Zustimmung der Kollegen Mitarbeiter oder ziehe Sekretärinnen ab.

Slapstickformat haben Lergs Übergriffe auf fremdes Arbeitsgerät. So trieb Professor Merten eine verschwundene Schreibmaschine im Lerg-Sekretariat auf. Merten kettete sie daraufhin bei sich mit einem Fahrradschloß an einen Heizkörper.

Als „Kugelkopffäähre“ endete die Bestellung eines Schreibmaschinen-Ersatzteils, das Merten angefordert hatte. Lerg fing den Kugelkopf ab, als er per Post kam, und schickte ihn zurück.

Ein anderes Mal verweigerte er die Annahme von Tonbandgeräten, die für einen Kollegen bestimmt waren. Der Mann mußte die Lieferung eilends bei der Post sicherstellen, um eine wissenschaftliche Untersuchung zu retten.

Drei Jahre gar währte der „Schlüsselkrieg“. Mit Ausflüchten verweigerte Lerg Sekretärinnen von Merten und Weischenberg eigene Schlüssel; sie konnten nur in den Büros arbeiten, wenn ihre Professoren im Haus waren.

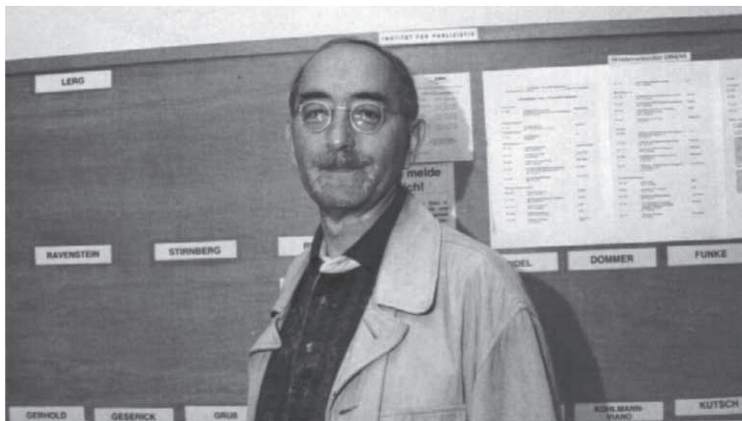
Unter den peinlichen Streitereien leiden bereits die Studenten. Über Nacht verschwanden schon mal die Ausgänge der Lerg- oder der Merten-Fraktion vom Schwarzen Brett. Orientierungslos irren Hochschüler dann durch die Flure und suchen den richtigen Hörsaal.

Eigenbrötler Lerg, wie alle Professoren disziplinarisch kaum zu belangen, pflegt auch über Geld zu entscheiden, ohne die Kollegen zu konsultieren. Damit führte er das Institut schon hart an die Pleite. Als die Konten einmal überzogen waren, bekam das IfP die wichtigste Fachzeitschrift *Publizistik* nicht mehr geliefert. Nur der *Playboy* landete weiterhin pünktlich auf dem Chef-Schreibtisch.

„Er macht es nicht nur gerne“, höhnt Weischenberg über Lergs Amtsführung, „er kann es auch nicht.“

Für Lerg gehören die Quereulen offenbar zum Hochschulalltag. Der streitbare Institutschef: „Das kommt doch an allen Universitäten vor.“

Der Streit hat in den letzten Jahren schon mehrere Dekane verschlissen. Nun kündigt auch der derzeitige Amtsinhaber, Professor Reinhard Meyers, seinen Rückzug zum Oktober an. Zum Job eines Dekans, so Meyers entnervt, gehöre es nicht, „sich vom kommissarischen Geschäftsführenden Direktor eines Instituts seines Fachbereichs permanent vorführen zu lassen“. □



Institutschef Lerg: Tricks auf Pennäler-Niveau

56 DER SPIEGEL 34/1994

Abb. 2.1994 berichtet auch der Spiegel über den Streit der Münsteraner Professoren.

organisation verbunden waren. Wir blickten zudem auf weitere Entwicklungen aus der jüngeren Institutsgeschichte, wie die Umbenennung des Instituts für Publizistik zum Institut für Kommunikationswissenschaft 1998, die sich genauso in

der allgemeinen Fachentwicklung spiegeln lässt wie auch die Umstellung auf das Bachelor-/Mastersystem. Die Ausdifferenzierung der Kommunikationswissenschaft im neuen Jahrtausend lässt sich ebenfalls an der Entwicklung des Münsteraner

ner Instituts nachzeichnen. So wurde von Ulrike Röttger und Volker Gehrau ein spezialisierter Masterstudiengang Strategische Kommunikation aufgelegt, der den grundständigen Master Kommunikationswissenschaft ergänzt. Unter Leitung von Bernd Blöbaum wurde ferner ein Graduiertenkolleg aufgebaut, das sich dem wichtigen Thema „Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt“ widmet. Hier arbeiten die Kollegiaten der Kommunikationswissenschaft zusammen mit anderen Fächern wie Psychologie, Sportwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftsinformatik. Mit der Einrichtung des Game Labs durch Thorsten Quandt ist außerdem ein neuer Bereich der Online-Kommunikation an das Institut gekommen, der überhaupt erst in den letzten Jahren in der internationalen Kommunikationswissenschaft Einzug erhalten hat.

Insofern zeigen sich die Großtrends von Spezialisierung, Interdisziplinarität, Internationalisierung und Ausweitung in der nationalen und internationalen Kommunikationswissenschaft auch in der jüngeren Münsteraner Institutsgeschichte. Dabei haben sich all diese Trends auch schon in früheren Phasen des Instituts angedeutet, denkt man etwa an die Nähe der frühen Zeitungskunde zur Geschichtswissenschaft und zur Nationalökonomie oder an die internationale und intellektuelle Entgrenzung in der Zeit von Henk Prakke. Hierzu zählt sicherlich auch die Zusammenarbeit in den 1990ern von Siegfried Weischenberg und Klaus Merten mit Siegfried J. Schmidt im Funkkolleg Medien und Kommunikation, das sich als Weiterbildungsprojekt an eine breitere Öffentlichkeit richtete und den medialen „Konstruktionen von Wirklichkeit“ nachspürte.

Gleichfalls zeigt sich, was sich in der Phase zuvor bereits angedeutet hatte und setzt sich nun verstärkt fort: Es findet eine weitere Professionalisierung statt. Handelnde Personen werden nicht unbedeutend und doch sind – in der langfristigen Perspektive auf die vergangenen 100 Jahre – aktuelle Entwicklungen am Institut für Kommunikationswissenschaft in Münster immer weniger von

einzelnen Personen bestimmt. Auch Außeneinflüsse zum Beispiel vonseiten der Politik nehmen ab. Das Institut kann daher stärker aus sich selbst heraus auf den Medienwandel und seine Dynamiken reagieren und damit auch gesellschaftliche Entwicklungen abbilden, was sich wiederum in seinem Profil niederschlägt.

Ausblick und Fazit

Auf der Jahrestagung der DGPK stellen die SeminarteilnehmerInnen die Ergebnisse des Forschungsprojekts im Rahmen einer Posterpräsentation vor. Die Poster beinhalten einen Zeitstrahl, der die Institutsentwicklung auf fünf Postern im chronologischen Überblick veranschaulicht, und Fokus-Poster, die einzelne Personen (z.B. Walter Hagemann, Henk Prakke, Winfried B. Lerg), Umbrüche und wichtige Phasen (z.B. Gründung, Nationalsozialismus, Neugründung) sowie Themen und übergreifende Entwicklungslinien (z.B. Einflüsse aus Politik, Außenwirkung, Personalstruktur und Gender-Entwicklung) beleuchten.

In Form eines Ausblicks auf die finale Auswertung und Ergebnispräsentation können wir auf Basis der bereits vorliegenden Auswertungen thesehaft die wichtigsten Impulsgeber auf die Institutsentwicklung und seine theoretische und methodische Ausrichtung identifizieren: Das sind vor allem Personen, politische Einflüsse und Entwicklungen des Mediensystems. Im Zeitverlauf hat der Einfluss von Politik genauso abgenommen wie jener von einzelnen Personen, die das Institut geleitet oder am Institut gelehrt und geforscht haben. Es gehen aber immer noch wichtige und wahrnehmbare Impulse auf die Institutsentwicklung von diesen Einflussbereichen aus. Die Bedeutung medientechnologischer Entwicklungen und Veränderungen von Medienöffentlichkeit(en) hat im Zeitverlauf dagegen eher zu- als abgenommen. Das entspricht einem generellen Bedeutungszuwachs medialer Öffentlichkeit in Gegenwartsgesellschaften.

Bibliographie

- Averbeck, S. (1999). *Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934*. Münster.
- Averbeck-Lietz, S. (Hg.) (2017). *Kommunikationswissenschaft im internationalen Vergleich. Transnationale Perspektiven*. Wiesbaden.
- Birkner, T., Koenen, E. & Schwarzenegger, C. (2018). A century of journalism history as challenge – digital archives, sources, and methods. In: *Digital Journalism*, 9 (6), S. 1121-1135. <https://doi.org/10.1080/21670811.2018.1514271>
- Birkner, T. & Schwarzenegger, C. (2016a). Debatte: 100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. In: *Aviso*, (62), S. 2-10.
- Birkner, T. & Schwarzenegger, C. (2016b). Konjunkturen, Kontexte, Kontinuitäten. Eine Programmatik für die Kommunikationsgeschichte im digitalen Zeitalter. In: *Medien & Zeit*, 31 (3), S. 5-16.
- BLexKom (2013). *Biographisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Hg. von Mayen, M. & Wiedemann, Th. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de>, Zugriff am 11.4.2018.
- Hackforth, J. & Kutsch, A. (Hg.) (1982). *Kommunikationswissenschaft in Münster 1919-1982. Zeitungskunde – Zeitungswissenschaft – Publizistik – Kommunikationswissenschaft – Journalistik* (unter Mitarbeit von Ravenstein, M.). Münster.
- Klein, P. (2006). *Henk Pranke und die funktionale Publizistik. Über die Entgrenzung der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft*. Berlin.
- Koenen, E. (Hg.) (2016). *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Köln.
- Kutsch, A. (1988). Max Webers Anregungen zur empirischen Journalismusforschung. Die ‚Zeitungs-Enquête‘ und eine Redakteurs-Umfrage. In: *Publizistik*, 33 (1), S. 5-31.
- Kutsch, A. & Pöttker, H. (Hg.) (1997). *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen.
- Kutsch, A. & Weber, J. (2002). *350 Jahre Tageszeitung – Forschungen und Dokumente*. Bremen.
- Löblich, M. (2010). *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln.
- Löblich, M. & Scheu, A. M. (2011). Writing the history of communication studies: A sociology of science approach. In: *Communication Theory*, 21 (1), S. 1-22.
- Meyen, M. & Löblich, M. (2006). *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz.
- Meyen, M. & Löblich, M. (2007). „Ich habe dieses Fach erfunden“. *Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews*. Köln.
- Meyen, M. & Wiedemann, Th. (Hg.). *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Abgerufen von <http://blexkom.halemverlag.de>, Zugriff am 6. April 2019.
- Nordenstreng, K. (2004). Ferment in the Field: Notes on the Evolution of Communication studies and its disciplinary nature. In: *Javnost – The Public*, 11 (3), S. 5-18.
- Nordenstreng, K. (2007). Discipline or Field? Soul-searching in Communication Research. In: *Nordicom Review*, 28, S. 211-222.
- Park, D. W. & Pooley, J. D. (2008). *The History of Media and Communication Research: Contested Memories*. New York.
- Pooley, J. D. (2016). The field, fermented: Prestige and the vocational bind in communication research. In: *International Communication Gazette*, 78 (7), S. 621-626.
- Scheu, A. M. (2012). *Adornos Erben in der Kommunikationswissenschaft. Eine Verdrängungsgeschichte?* Köln.
- Simonson, P. & Park, D. W. (Hg.) (2016). *The international history of communication study*. New York.
- Wiedemann, T. (2012). *Walter Hagemann. Aufstieg und Fall eines politisch ambitionierten Journalisten und Publizistikwissenschaftlers*. Köln.
- Wiedemann, T., Meyen, M. & Lacasa-Mas, I. (2018). 100 years communication study in Europe: Karl Bücher's impact on the discipline's reflexive project. In: *Studies in Communication and Media*, 7(1), S. 7-30.
- Wilke, J. (Hg.) (2005). *Die Aktualität der Anfänge. 40 Jahre Publizistikwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz*. Köln.

Thomas BIRKNER,

Privatdozent, Dr., Akademischer Oberrat am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster. Seit 2016 Sprecher der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGpuK (Co-Sprecher 2012-2016). Autor und Herausgeber von Büchern wie *Helmut Schmidt und die Medien*, *Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605 - 1914*, *Theorien des Medienwandels* (zusammen mit Susanne Kinnebrock und Christian Schwarzenegger), *Medialisierung und Mediatisierung* und *Medienkanzler – politische Kommunikation in der Kanzlerdemokratie*. Leiter der DFG-Projekte „Das Jahrhundert des Journalismus“ und „Medienbiografien der bundesdeutschen Kanzler und der Kanzlerin“ (gemeinsam mit Dr. Benjamin Krämer, LMU München).

Forschungsschwerpunkte: Journalismusforschung, Politische Kommunikation, Kommunikationsgeschichte, Sport und Medien.

Andreas M. SCHEU,

Dr., Leiter des DFG-Forschungsprojektes „Medialisierung von Organisationen“ am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster. Seit 2019 Sprecher der Fachgruppe Wissenschaftskommunikation der DGpuK. Seit 2014 Redakteur des DGpuK- und ICA Affiliate Journals *Studies in Communication and Media*. Andreas Scheu hat am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München mit der fachgeschichtlichen Arbeit *Adornos Erben in der Kommunikationswissenschaft* promoviert, seit dem Wechsel nach Münster beschäftigt er sich vor allem mit Fragen der Medialisierung unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche und den daraus resultierenden Folgen.

Forschungsschwerpunkte: Medialisierung, Wissenschaftskommunikation, Fach- und Theoriesgeschichte der Kommunikationswissenschaft, Qualitative Methoden.

Rezensionen

Mirco Melone: *Zwischen Bilderlast und Bilderschatz. Pressefotografie und Bildarchive im Zeitalter der Digitalisierung*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2018. 291 Seiten.

Wir leben in einer Welt voller Bilder. Sie umgeben uns ständig und überall und jede/r kann heute dazu beitragen, diese Bilderflut zu vergrößern, indem vor allem das Handy nicht nur Kommunikationsmittel, sondern auch Kamera ist. Neben diesen alltäglichen Schnappschüssen, die sich auf diversen Social-Media-Kanälen wiederfinden, sind es auch Pressefotografien, die unseren Alltag begleiten und teilweise zu wahren Ikonen der Zeitgeschichte wurden. Gerade für die Presse, ob analog oder digital, spielen Bilder eine entscheidende Rolle, indem sie interpretationsoffene Zeichen sind, die das Geschriebene zum einen illustrieren, zum anderen Aussagen verstärken oder konterkarieren können.

Gerade wegen ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung werden (Presse-)Fotografien heute unter anderem von öffentlichen Institutionen archiviert. Dieser Wert wurde lange Zeit allerdings nicht erkannt und von kommerziellen Fotoanbietern somit aus rein ökonomischen Interessen archiviert. Erst später gestand man den Bildern historischen Wert zu, wodurch sie in den Fokus der Forschung gerieten und somit nicht mehr nur aus ökonomischer Sicht, sondern aus unterschiedlichen Gründen als erhaltenswert eingestuft wurden. Pressearchive bewahren nach dieser Interpretation die Vergangenheit. Lange Zeit erfolgte diese Archivierung analog, mittlerweile jedoch digital. Das vorliegende Buch *Zwischen Bilderlast und Bilderschatz. Pressefotografie und Bildarchive im Zeitalter der Digitalisierung* des wissenschaftlichen Archivars Mirco Melone widmet sich der Pressefotografie und ihrem Übergang vom kommerziell genutzten Gebrauchsgut zu historischen Überresten und der damit einhergehenden Umwidmung im Archiv. Damit behandelt die 2016 eingereichte Dissertation, die mit dem Jahrespreis der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich ausgezeichnet und nun in der „eikones“-Reihe des nationalen Forschungsschwerpunkts Bildkritik der Universität Basel erschienen ist, einen bisher unbeachtet gebliebenen Themenkomplex. Der Schwerpunkt des knapp 300 Seiten starken Buches liegt dabei auf der Geschichtswertung von Pressefotoarchiven und der „Emergenz hi-

storischer Pressefotografie“ (15). Es geht dem Autor in einem ersten von zwei größeren Teilen des Buches darum, wie alte Pressebilder bzw. Fotoarchive zu historischen wurden und wie es zur Übernahme ihrer Bestände durch öffentliche Institutionen kam.

Entscheidend für die Transformation vom Verkaufsgut zum historischen Überrest war, so die These Melones, die Digitalisierung:

„Die Digitalisierung von Medien führt zu ihrer Historisierung. Und als kulturelle Artefakte werden die Überreste vergangener Medientechniken nun zu neuen Kulturgütern, die es zu bewahren gelte.“ (16)

Je mehr die digitale Bildverwaltung die Oberhand gewann, umso stärker habe sich der Status der alten Fotobestände als historische Überreste zementiert – so Melone an späterer Stelle (71). Dazu beigetragen hat zudem die gehäufte Verwendung von historischen Pressefotografien in Bildbänden ab den 1980er-Jahren, komplett etabliert hat sich dieser spezifische Bildtypus Ende der 1990er-Jahre. Lange Zeit verstand man unter historischen Fotografien Bilder von archäologischen Funden oder Gebäuden. Durch die Arbeit der HistorikerInnen und DokumentalistInnen in den Archiven fand eine Begriffsverschiebung statt. Die historischen Pressefotografien, wie sie heute verstanden werden, hatten anfangs vor allem illustrierenden Charakter. Ihre Sternstunde erlebten sie im Zuge von Rückblenden verschiedenster Art um die Jahrtausendwende. Durch die Nutzung der historischen Bilder in Retrospektiven und Ausstellungen wurden sie zu Kulturgütern deklariert. Verstärkt wurde dieser Prozess dadurch, dass den Bildern zugeschrieben wurde, authentische Zeugen der Vergangenheit zu sein, wodurch sie als Kulturgut eingestuft wurden. Diese Wertschätzung war es, die eine Inkorporierung und Bewahrung der Fotoarchive bzw. deren Bestände durch öffentliche Kulturinstitutionen begünstigte – ebenso wie die ständig wachsenden Kosten für die Archive, die sich viele kommerzielle Anbieter nicht mehr leisten konnten. Dennoch waren die Gründe für die Übernahmen vielfältig, entscheidend war jedoch die Sicherung der Deutungshoheit über die „visuelle Erfahrbarkeit der Vergangenheit“ (121). Zudem sieht Melone darin einen „Akt geschichtskultureller Positionierung“ (123), da öffentliche Institutionen konkurrenzfähiger

hig bleiben müssen, was sie unter anderem auch mit Hilfe der Rhetorik und der Deklaration der Bilder als „Bildschatz“ versuchen. Den Begriff des „Bildschatzes“, den der Autor bereits im Titel verwendet, greift er an späterer Stelle noch einmal auf und erläutert ihn etwas genauer. Dabei führt er aus, dass die Gesamtheit der Bilder quasi eine „universale Dokumentation der Vergangenheit“ (113) bildet und einen Gegenstand darstellt, den es in seiner Gesamtheit zu erhalten gilt. Dies bedeutet gleichzeitig, dass ein Verlust der Bilder nun nicht mehr nur ein rein monetärer, sondern einer für die Allgemeinheit wäre, da die Bilder eine Art „optisches Gedächtnis“ (115) darstellen.

Obwohl die Digitalisierung für diese Entwicklung eine entscheidende Rolle spielt, wird sehr schnell deutlich, dass es „die“ Digitalisierung nicht gibt, sondern es sich dabei um einen sehr vielschichtigen Vorgang handelt. Melone zeichnet diesen, sowie den damit verbundenen Prozess von der Bilderlast zum Bilderschatz anhand der Fallgeschichte des Ringier-Bildarchivs in der Schweiz nach, dessen Bestände 2009 vom Staatsarchiv Aargau übernommen wurden. Er folgt somit einem mikrohistorischen Ansatz, wodurch er zusätzlich aufzeigen kann, welche Macht Dokumentalisten und ArchivarInnen im Prozess der Digitalisierung, die im Fall des Ringier-Archivs in zwei Wellen erfolgte, und der Geschichtswerdung der Pressebilder zukam. Unter der „mikrohistorischen Lupe“ (20) betrachtet hat der Ringier-Fall sowohl Stereotypen-Charakter als auch Alleinstellungsmerkmale, wie die Tatsache, dass dort bereits 1979 mit der elektronischen Datenverarbeitung begonnen wurde. Der Digitalisierungsprozess wurde vom Verlag selbst dokumentiert und in Form von Broschüren an die NutzerInnen kommuniziert. Lange Zeit bestanden händisch- und EDV gestützte Archivierungs- und Verwaltungstechniken nebeneinander. Erstere verschwanden zunehmend, nachdem deutlich wurde, wie hoch die Informationsdichte bei den EDV gestützten Verwaltungsprogrammen ist und die händische hier nicht mehr mithalten kann.

Die Digitalisierung verfolgte mehrere Ziele: Sie sollte im Kontext des kommerziellen Fotoarchivs einer besseren ökonomischen Verwertbarkeit dienen und dazu beitragen, die Bilder zu sichern, da die Trägermaterialien im Verfall begriffen waren. Die dadurch ausgelöste Angst vor dem Bildverlust, die im Kontext der privaten Fotoanbieter vor allem eine Angst vor dem ökonomischen Verlust war, wirkte als Katalysator für die Geschichtswerdung. Bei der Digitalisierung ergeben sich je nach Ziel

und Fragestellung unterschiedliche Bedürfnisse. So erscheint oft nur das Original als erhaltenswert. Dabei sind es ebenso Kopien und Duplikate, die im Kontext der Pressefotografien entscheidende Aussagen liefern, da sie ein weiterer Hinweis dafür sind, dass diese Bilder gehandelt wurden und ein Verkaufsgut waren bzw. sind. Diese Materialität geht bei Digitalisierungsprozessen meist verloren. Ein allgemeines Problem, das bis heute im Zusammenhang mit Digitalisierungsprojekten besteht, ist die unglaubliche Menge an Material, das verarbeitet werden muss. Daher muss eine Selektion erfolgen. Im Fall des Ringier-Bildarchivs wurde versucht, allgemeine Kriterien aufzustellen, um die „richtige“ Bildauswahl zu treffen. So entschied man sich unter anderem dafür, Kategorien auf die Bilder, wie der Bedeutsamkeit des dokumentierten Ereignisses für die Geschichte der Schweiz, wichtige Personen, aber auch nach der Verkäuflichkeit und der Aussagekraft, anzuwenden. Digitalisiert und erhalten blieben nur Bilder, die als dokumentarisch galten und somit dieser Bildsprache und Rhetorik folgten.

Im zweiten Teil des Buches setzt sich Melone mit dem fotografischen Geschichte „machen“ durch die archivalische Praxis, die noch einmal die Komplexität des Digitalisierungsprozesses verdeutlicht, auseinander.

Wie Bilder verwendet werden, hängt von deren Bedeutung ab. Problematisch ist die Multiperspektivität von Bildern, wodurch sich bereits Probleme bei der Beschlagwortung ergeben, was für die kommerzielle Verwertbarkeit jedoch einen entscheidenden Vorteil darstellte. Die Bedeutung von Fotografien konstituiert sich immer durch die Praxis, in die sie eingebunden sind. Die Digitalisierung hatte direkte Rückwirkung auf das Archiv und seine Ordnung, indem sie eine Reorganisation notwendig machte. Somit wurden alte Bilder zu Vorgeschichten von aktuellen Geschehnissen gemacht, wie Melone anhand des Raubüberfalls der „Alfa-Bande“ exemplarisch ausführt. Durch die Neuordnung wird überhaupt erst eine historische Zeitspanne geschaffen und die neuen Einheiten werden zu einer Geschichte. Für die „gemachte“ Geschichte ist die Bildbeschriftung zentral, da die Bedeutung der Bilder eng mit ihrer Verwendung in den Printmedien zusammenhängt. Auf den erhaltenen Karteikarten, die teilweise abgedruckt sind, ist zu erkennen, dass die Beschriftungen mehrfach korrigiert wurden. Dies hängt mit der ursprünglichen Bedeutung der Pressebilder als Verkaufsware zusammen. Das An-

gebot bestimmt die Nachfrage und so wurde das Bildmaterial entsprechend aufbereitet. Ebenso bestimmt die Selektion, aber auch zufälliger oder bewusster Bildverlust die Geschichte, die daraus gemacht und geschrieben werden kann. Daher erscheint es nur schlüssig, wenn der Autor den Digitalisierungsvorgang als „soziotechnischen“ (166) bezeichnet.

Mirco Melone schließt das Buch mit dem Gedanken ab, dass fotografische Bilder immer weiter zirkulieren und immer neue Archive geschaffen werden, die versuchen, die Bilder in ihrer Bedeutung zu fixieren und zu bändigen. An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob das Archiv in seiner jetzigen Form wirklich weiter bestehen wird bzw. ob wirklich neue Archive geschaffen werden oder ob die Digitalisierung dies nicht bald überflüssig werden lässt.

Allgemein lässt sich sagen, dass Melone sein Vorgehen sehr genau erläutert und gleich zu Beginn deutlich macht, dass er die wissenschaftlich geforderte Objektivität auf Grund der persönlichen Beziehung zum Thema nicht zur Gänze erfüllen kann, da implizites Wissen immer da ist. Eine Tatsache, die beim vorliegenden Thema aber wohl eher als Gewinn, denn als Defizit für die Arbeit angesehen werden kann, da neben dem zugrunde liegenden Material auch Insiderwissen zu Praktiken, Akteuren und historischen Prozessen zur Anwendung kommen kann.

Im gesamten Text wird deutlich, dass hier eine Person schreibt, die eine ganz besondere Leidenschaft für die Archivarbeit, aber auch die Prozesse, die dahinter stehen, hegt. Die Ausführungen sind nicht immer unbedingt auf den ersten Blick fassbar und Melone ist in seinen Aussagen teilweise sehr redundant, was den Vorteil bietet, jedes Kapitel eigenständig für sich lesen zu können. Er gibt genaue Einblicke in die Überlegungsprozesse, die hinter Digitalisierungsprozessen stehen, wobei das anfangs angesprochene Insiderwissen entscheidend zu tragen kommt.

Das durch mehrere Kapitel klar strukturierte Buch ist sowohl haptisch als auch optisch schön aufbereitet und der Inhalt wird durch Farb- und Graustufen-Abbildungen ergänzt. Es fehlt weder an einer Hinleitung und kurzen allgemein gehaltenen Einführung zum Thema, noch an einer pointierten Zusammenfassung der Ergebnisse.

Es versteht sich von selbst, dass es noch viele weitere Aspekte der Digitalisierung in Archiven, sowie die Nutzung der Bilder gerade im geschichtswissenschaftlichen Kontext zu diskutieren gäbe, was Melone zumindest cursorisch macht, aus-

führlicher im Rahmen seiner Forschungen jedoch nicht leisten kann. Den Weg von Pressefotos als Bilderlast im Ringier-Verlagsarchiv, hin zum Bilderschatz zeichnet er klar und schlüssig nach. An Vergleichsstudien, die seine Ergebnisse, die sich auf die Schweiz beziehen, untermauern oder widerlegen können, fehlt es derzeit noch.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Mirco Melone in seiner detaillierten, mikrohistorischen Pionierstudie viele Denkanstöße nicht nur hinsichtlich des Umgangs von Archiven mit Digitalisierungs- und den Übernahmestrategien kommerzieller Fotoanbieter durch öffentliche Institutionen liefert, sondern auch für eine allgemeine Archivgeschichte und das Archivwesen stellen seine Ausführungen eine Bereicherung dar. Auf Grund der Fragestellungen hinsichtlich Nutzungsformen, Praktiken, Techniken und Werkzeugen ist die Arbeit sowohl als fotografie- und mediengeschichtliche, sowie als archivgeschichtliche zu betrachten, die in den jeweiligen Fachrichtungen hoffentlich die ihr gebührende Rezeption erfährt.

Bianca Burger, Wien

Martin Heidelberger (2018): *Korrespondenten des Wandels. Lokale Akteure der globalen Nachrichtenindustrie*. Bielefeld: transcript, 325 Seiten.

Heidelbergers Monografie ist zweifellos in mehrfacher Hinsicht ein interessanter Beitrag zur gegenwärtigen Journalismusforschung. Erstens setzt sich die Arbeit in ihrer theoretischen Ausrichtung erfrischend vom Systemparadigma ab, das bekanntermaßen seit längerem die sozialwissenschaftliche Kommunikatorforschung dominiert und mittlerweile auch in der Journalismusgeschichte als analytisches Raster etabliert ist. Zweitens zeichnet sich das methodische Rüstzeug Heidelbergers durch eine in der ethnografisch orientierten Feldforschung nicht immer vorhandene Transparenz und Systematik aus.

Beides sind entscheidende Vorteile, um sich einer bisher nur randständig behandelten Thematik anzunähern: Heidelberger hat untersucht, inwiefern Akteure mit lokalem Bezug westlichen Auslandsjournalismus vor allem in Kriegs- und Krisenregionen, aber auch in Entwicklungs- und Schwellenländern immer stärker mitgestalten. Die Arbeit dieser lokalen Akteure, die man im professionellen Jargon oftmals bloß „stringer“ und „fixer“

(10) nennt, kann sogar als „Voraussetzung“ (11) für eine globale Nachrichtenindustrie angesehen werden. Es sind in gewisser Weise „unsung heroes“ (12), die im Zentrum von Heidelbergers Forschungsinteresse stehen.

Für KommunikationshistorikerInnen erweist sich die Untersuchung zum Wandel der Auslandskorrespondenz unter Berücksichtigung dieser lokalen Akteure als erhellend, zeichnet der Autor doch die Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert nach und konzentriert sich insbesondere auf die letzten Jahrzehnte des 20. sowie das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Damit werden jüngste Veränderungen und drängende Herausforderungen der Auslandskorrespondenz thematisiert und historisch eingeordnet, wodurch auch die bisherige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Bereich journalistischer Berichterstattung kritisch reflektiert werden kann.

Heidelbergers zentrale Frage ist dabei, wie sich die Teilhabe lokaler Akteure an der globalen Nachrichtenindustrie auf die Medienproduktion auswirkt und schließlich verändert, „was und wie wir [etwas] über die Welt erfahren“ (14). Sein Forschungsziel ist es, „Wirkungsweisen dieser ‚Lokalisierung‘ auf den Auslandsjournalismus zu identifizieren.“ (21) Diesem Anspruch wird der Band prinzipiell gerecht.

Im ersten Kapitel gelingt es dem Autor mit Verweis auf überwiegend englischsprachige Forschungsarbeiten nachvollziehbar zu machen, wie facettenreich das vermeintliche Randphänomen ist und warum die Arbeit lokaler Akteure mithin auch als neuralgischer Punkt der Auslandsberichterstattung zu betrachten ist. Dass Heidelberger dabei vor allem auf Studien jüngerer Datums rekurrieren kann, belegt das gestiegene Interesse, Formen der Teilhabe lokaler Akteure im Auslandsjournalismus zu erforschen.

Die Rolle von lokalen Akteuren, die Gründe für deren immer größere Teilhabe an der Nachrichtenproduktion und die Notwendigkeit sich mit deren Arbeit auseinanderzusetzen skizziert Heidelberger mit Bezug auf die historische Entwicklung der Auslandskorrespondenz. Knapp ein Viertel der Publikation wendet der Autor hierfür auf. In diesem ersten Kapitel wird die Rolle lokaler Akteure als Übersetzer und Helfer im „Kolonialjournalismus“ (28) mit Bezug auf so gegensätzliche Beispiele wie Henry Morton Stanley und Lafcadio Hearn illustriert. Dabei verweist Heidelberger auf Ähnlichkeiten in der Arbeitsweise dieser Journalisten und frühen Ethnologen wie Franz Boas, die bereits Hannes Haas oder auch Rolf Lindner thematisiert

haben. Gegenübergestellt wird dieser europäischen Perspektive, die auch die Genese der global agierenden Nachrichtenagenturen AP, Reuters und AFP dargelegt, ein historisches Schlaglicht auf die Entwicklung der indischen Presse und deren schwacher Einfluss auf die Auslandsberichterstattung westlicher Medien.

Die Darstellung dieser Ursprünge der Auslandskorrespondenz ist für Heidelberger ein argumentativer Fluchtpunkt. Die Analyse der Teilhabe lokaler Akteure, deren gängige Bezeichnung als „stringer“ und „fixer“ ihre eigentliche Rolle in der globalen Nachrichtenproduktion schon semantisch marginalisiert, wird mithin zur Kritik an der ethnozentrischen Perspektive der westlichen Auslandsberichterstattung umgedeutet. Heidelberger gibt seinem Forschungsprojekt damit auch eine gewisse ideologische Rahmung.

Deshalb legt der Autor seinen Fokus schließlich auf die Entwicklung seit den 1950er-Jahren. Exemplarisch sei hier die Diskussion um die Rolle der UNESCO und die Gründung des Inter Press Service (IPS) als Gegengewicht zur Nachrichtenindustrie der Agenturen und des Auslandsrundfunks genannt. Vor dem historischen Hintergrund solcher Versuche zur Schaffung einer „new information order“ und des Bemühens „free flow and wider and more balanced dissemination of information“ (38) zu gewährleisten, wird die Rolle lokaler Akteure positioniert und mit der einsetzenden Objektivitäts- bzw. Glaubwürdigkeitskrise westlicher Nachrichtenorganisationen spätestens seit dem Vietnamkrieg in Bezug gesetzt.

Diese historische Herleitung begründet die kontrastierende Perspektive der Arbeit. Die Gegenüberstellung wird konsequent und gut nachvollziehbar durch drei Studien geleistet, die das Herzstück der Publikation bilden. Sie konzentrieren sich auf Europa und Indien als Standpunkte der globalen Nachrichtenindustrie und nehmen ergänzend die Praxis lokaler Akteure unter Berücksichtigung alternativer Medienorganisationen und -plattformen seit Ende der 1990er-Jahre in den Blick.

Heidelberger gelingt die Bearbeitung dieser Bereiche durch ein solides methodisches Fundament. Der Autor führte über den Zeitraum von 18 Monaten an unterschiedlichen Standorten in Europa und Indien 44 Interviews mit JournalistInnen aus westlichen Auslandsredaktionen und lokalen Akteuren, die teilweise bereits seit Jahrzehnten im Feld tätig sind (111f). Ergänzt werden diese Interviews durch eine teilnehmende Beobachtung, die als Forschungsreportage über Fixer in Mumbai eingearbeitet wurde.

Das methodische Rüstzeug macht deutlich, dass Heidelberger keine Beschreibung des Phänomens auf der Makroebene anstrebt wie es für den eingangs erwähnten systemtheoretischen Ansatz typisch wäre. Stattdessen wird das Material durch die Linse strukturationstheoretischer Forschung bearbeitet. Als Brückenkonzept wählt Heidelberger hier die Habitustheorie nach Bourdieu, die als praxeologischer Entwurf die Arbeit an den drei Feldstudien in überzeugender Weise flankiert.

Mit Blick auf den Standpunkt Europa, wo Heidelberger insbesondere Reuters und den deutschen Auslandsrundfunk untersucht, kann eine spannende Entwicklung zur Teilhabe lokaler Akteure nachgezeichnet werden. Die Studie zeigt insgesamt eine neue Facette der Professionalisierung auf. Die Rolle der Stringer und Fixer geht mittlerweile weit über ihre hergebrachte Funktion als Kontaktperson oder Freelancer vor Ort hinaus und wird von europäischen Journalisten differenziert betrachtet. Das ‚professional project‘ des Journalismus setzt sich jenseits der Redaktionszentren der großen Nachrichtenagenturen in London und anderswo fort.

Insbesondere bei Reuters lässt sich eine starke Einbindung und Akzeptanz von lokalen Akteuren feststellen. Hier erfahren sie mittlerweile eine professionelle Sozialisation. Heidelbergers Ergebnisse zeigen, dass aber auch kritische Einschätzungen fortbestehen. Die Arbeit lokaler Korrespondenten soll durch klare Strukturen begünstigt werden, die in Form von verbindlichen Arbeits- und Kommunikationsregeln stabile journalistische Informationsverarbeitungsprozesse gewährleisten und einen Handlungskorridor bilden, innerhalb dessen sich Teilhabepraktiken als journalistischer Habitus verfestigen.

Gleichzeitig zeigt die Studie auf, dass sich durch die Möglichkeiten neuer Medien die Relevanz von Nachrichtendiensten wie dem IPS verringert hat und sich gleichzeitig die Kommunikationsroutinen hinsichtlich der Kontaktaufnahme und Auslotung von Kooperationen zwischen reisenden Journalisten und lokalen Akteuren verändert haben.

Komplementär dazu zeigt der Fokus auf den Standpunkt Indien unter Bezug auf alternative Medienorganisationen und -plattformen, wie sich lokale Akteure

„auf die Unterstützung der Berichterstattung globaler Nachrichtenorganisation spezialisiert und im Laufe der Zeit vor Ort ihre eigenen Strukturen etabliert“ (239)

haben. Heidelberger gelingt es hier aufzuzeigen, welche Rolle lokale Akteure innerhalb journalistischer Hierarchien einnehmen und dabei „innovative Formen der Selbstorganisation“ (287) entwickeln. Es haben sich spezifische Anforderungs- und Arbeitsprofile als Generalisten oder Spezialisten ausgebildet.

In der Praxis erlauben es diese Rollenprofile gezielt Arbeitsaufträge zu übernehmen, um bspw. für ausländische KorrespondentInnen den Zugang zu schwer erreichbaren Konfliktzonen herzustellen oder selbst von dort Informationen zu liefern. Nicht selten müssen lokale Akteure das komplexe Konfliktgeschehen einordnen. Zwar artikulieren einige Gesprächspartner Heidelbergers auch Erfahrungen von Diskriminierung oder Ausbeutung, es zeigt sich aber verstärkt ein gewissermaßen wechselseitiger Lernprozess im Kontakt mit westlichen JournalistInnen, der im Wesentlichen für den Wandel der Auslandskorrespondenz in den letzten Jahrzehnten charakteristisch ist.

Mit einer nuancierten Darstellung gelingt es Heidelberger ein sehr empathisches Bild der lokalen Akteure zu zeichnen. Das mag mancher als Kritikpunkt auslegen. Auch wenn etwas mehr analytische Distanz gerade aufgrund des implizit artikulierten ideologischen Standpunktes wünschenswert wäre, ist Nähe womöglich eine Voraussetzung für das methodische Vorgehen des Forschers und macht den unbedingten Mehrwert der Studie zu Korrespondenten des Wandels im Spannungsfeld einer globalen Nachrichtenindustrie aus.

Hendrik Michael, Bamberg

Robert Dassanowski: *SCREENING TRANSCENDENCE. FILM UNDER AUSTRORASCISM AND THE HOLLYWOOD HOPE, 1933-1938.* Bloomington, Indiana: Indiana University Press 2018, 423 Seiten.

Es ist ein oftmals fruchtbares Unterfangen, autoritäre Regime durch die Linse der von der Zensur am wenigsten betroffenen Medien zu analysieren: Zum einen vermögen die medienpolitischen Blindstellen Aufschluss über die innere Funktionsweise des Systems zu geben; zum anderen weisen sie auf das Potential zur Subversion seitens der konkreten medialen Werke hin. Im Austrofascismus ist Film ein solches Medium gewesen – so lautet die Ausgangsthese von *Screening Tran-*

scendence. Robert Dassanowsky zeichnet in seiner Monographie die Entwicklung des Films im stetig autoritärer werdenden Österreich ab 1933 nach und präsentiert dabei extensive Verknüpfungen zwischen künstlerischen Formen und der sie umgebenden Ideologie.

Seinen Ausgang nimmt das Buch mit einem kontextualisierenden Kapitel, in dem die grundlegende These – der zensurtechnische Freiraum der Filmproduktion im Austrofaschismus – dargelegt wird. In den Regimen von Dollfuß und Schuschnigg nimmt das Medium des Films eine patriotisch-dokumentarische Funktion ein, die sich deutlich von der staatlich kontrollierten propagandistischen Rolle des Films im nationalsozialistischen Deutschland unterscheidet: Österreich bringt keine mit Leni Riefenstahl vergleichbare Figur hervor, die Film zum Instrument totalitär-nationalistischer Epiphanien werden lässt. Ab 1935 stellt Nazideutschland den mit Import-Reglementierungen untermauerten Anspruch an Österreich, nur mehr „arischen“ Kriterien (19f) entsprechende Filme zu produzieren. Indem ein großer Teil der österreichischen Filmproduktion dieser Anforderung folgt, sie allerdings nicht zum Gesetz erhoben wird, bilden sich in Österreich zwei separate Filmindustrien heraus: eine, die den Anforderungen der NS-Diktatur nachkommt, und eine, die von ihnen inhaltlich wie produktionstechnisch abweicht und auf Rezeption in nichtfaschistischen Ländern hofft.

Wie sich diese Doppelgleisigkeit der Produktion in einzelnen Filmen niederschlägt, zeichnet der Hauptteil von *Screening Transcendence* nach. Er besteht aus einer großen Anzahl an close readings, die in nach Genre geordneten Kapiteln versammelt sind. Die detailreichen Nacherzählungen der Plots werden angereichert um Informationen über die jeweiligen Umstände der Produktion sowie über die Rezeption im nationalsozialistischen Deutschland und im austrofaschistischen Österreich. Indem die Gruppierung nach Genres zudem einer Chronologie von 1933 bis 1938 folgt, resultiert der Text in einem ausführlichen Überblick über die Entwicklung des österreichischen Films in diesen Jahren.

Durch Analysen von Handlungsverläufen, Figurenkonstruktionen und -konstellationen sowie einzelner Kameraeinstellungen arbeitet Dassanowsky klare Unterschiede zwischen der an Nazideutschland orientierten und der alternativen Filmproduktion in Österreich heraus. So charakterisiert er etwa über die verhandelten Darstellungen von Weiblichkeit, den Einsatz

von Naturaufnahmen oder Fantasien von individuellem Heldentum die beiden Ideologien von Austrofaschismus und Nationalsozialismus und grenzt sie voneinander ab: Erstere wird als konservative, auf die eigene nationale Vergangenheit hingewandte und die katholische Kleinfamilie hochhaltende Form des Herrschaftsdenkens beschrieben, letztere als sich revolutionär gebende, vermeintlich vorwärtsprechende und hypermaskuline. Im Buch findet demnach eine doppelte Analyseleistung statt: Zum einen werden zahllose im Zeitraum von 1934 bis 1938 erschienene Filme auf ihr Verhältnis zu den autoritären Regimen Österreichs und Deutschlands befragt, zum anderen ebendiese Regime durch die sie idealisierenden oder alternativ sich von ihnen abgrenzenden Mechanismen der einzelnen Filme beleuchtet. Durch die chronologische Kapitelstruktur macht der Text letztendlich auch die Annäherung des Austrofaschismus an den Nationalsozialismus deutlich: Er kulminiert filmhistorisch im österreichischen Heimatfilm von 1937, in dem der „Anschluss“ Österreichs geradezu vorweggenommen wird.

Auf diese Weise vollzieht Dassanowsky eine umfangreiche Aufschlüsselung der Verknüpfung von zugrunde liegender Ideologie und auf ihr fußender Kulturproduktion. Allerdings bleibt diese Aufschlüsselung stets einem Denken der Linearität sowie der Binarität verhaftet. Die einzelnen Filme werden als Beispiele für die Entwicklung gesehen, die der Austrofaschismus im Zeitraum von 1934 bis 1938 vollzieht. Durch ihre jeweilige Verortung auf dieser linearen Bahn, die geradezu teleologisch im Nationalsozialismus mündet, soll nachgewiesen werden, zu welcher Zeit sich die beiden autoritären Ideologien in spezifischen Punkten voneinander unterscheiden. Raum für Ambivalenz oder Widersprüchlichkeit bleibt dabei kaum, obwohl aus den Close Readings stellenweise sehr deutlich hervorgeht, dass die analysierten Filme keineswegs eindeutig zu verorten sind. So wird etwa Werner Hochbaums *Vorstadtvarieté* ein ausgeprägtes Bewusstsein für den herrschenden Klassenkonflikt attestiert (159f); Willy Schmidt-Gentners *Prater aka Der Weg des Herzens* wird zugeschrieben, die Grenzen der austrofaschistischen Repression auszutesten (260, 294ff). Nur in den seltensten Fällen folgen auf Aussagen dieser Art allerdings Ausführungen – wodurch der Eindruck entsteht, dass potentiell ideologiekritische Subtilitäten in einigen Filmen zwar vorhanden sind, in Dassanowskys Lesart allerdings kaum berücksichtigt werden.

Besonders deutlich wird dies in der Analyse des Films *Peter – Das Mädchen von der Tankstelle* von Hermann Kosterlitz aus dem Jahr 1934. In dem Film spielen Drag und Cross-Dressing eine zentrale Rolle – und zwar nicht als komödiantische Elemente, sondern als aktive Überschreitungen von Gender-Normen sowie Klassenpositionen (126-132). Zweifellos geschieht in diesem Film etwas, das sich nicht als bloße Abgrenzung einer autoritären Denkform von einer anderen erklären lässt, sondern das die in beiden Regimen vorherrschenden Bilder von Geschlechterkonstruktion und Begehren unterläuft. Dem Film wird allerdings nach einer sechs Seiten langen Zusammenfassung gerade einmal ein Absatz der Interpretation eingeräumt, in dem über die Gender-Ambivalenzen und ihre gesellschaftlichen Implikationen kein Wort verloren wird.

Diese Ausparung teils offensichtlich vorhandener widerständiger Elemente in den Analysen ist symptomatisch für die in *Screening Transcendence* vorherrschende Methode: Die im Text analysierten Filme werden nicht als polyphone Werke gelesen, die die Umstände ihrer Produktion auf mehreren Ebenen und dadurch womöglich widersprüchlich verhandeln. Vielmehr findet ihre Lektüre in vereindeutigender Manier statt, durch die sie auf der – ebenfalls fragwürdig konstruierten – Achse zwischen Austrofaschismus und Nationalsozialismus klar positioniert werden. So werden nicht nur Subtilitäten der einzelnen Werke übergangen, sondern auch ein vereinfachendes Porträt des Austrofaschismus gezeichnet: Durch die binäre Analyse erscheint er als zu Beginn geradezu rebellischer Gegenpart des Nationalsozialismus, der sich ihm erst im Lauf der Zeit annähert und schließlich in ihm aufgeht.

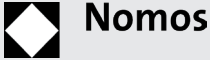
Gegen Ende des Buches wird der Fokus noch auf ein ganz neues Thema gerichtet: auf den Koproduktionsplan zwischen Wien und Hollywood, der von 1936 bis 1937 existierte. Um sich von der Abhängigkeit von den totalitären Filmrichtlinien Deutschlands zu befreien, strebte die Wiener Filmproduktion eine enge Zusammenarbeit mit der Filmindustrie Hollywoods an. Angesichts der formalen Ähnlichkeit österreichischer und US-amerikanischer Mainstreamfilme war diese keineswegs undenkbar und wurde tatsächlich

intensiv verhandelt. Wie in den vorangehenden Kapiteln wird auch hier die Verbindung zwischen Kulturproduktion und ideologischen Verhältnissen untersucht, diesmal allerdings nicht unter kulturtheoretischer, sondern politisch-ökonomischer Perspektive: Die Kooperation mit der US-amerikanischen Filmindustrie hätte Österreich eine deutlich stärkere Position gegenüber den kulturellen wie politischen Ansprüchen Nazideutschlands eingeräumt, scheiterte allerdings an dem Unwillen Hollywoods, die Wirtschaftsbeziehung mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu gefährden. Dassanowskys Erzählung von den österreichischen Hoffnungen in den Koproduktionsplan und dessen raschem Ende behandelt somit nicht nur einen bislang kaum erforschten Teilaspekt der österreichischen Filmgeschichte; er wirft auch Licht auf die engen Verknüpfungen dieser Geschichte mit Machtfragen und Allianzen auf internationaler Ebene, die sich für den Verlauf des Zweiten Weltkriegs als maßgeblich herausstellen sollten.

Dass *Screening Transcendence*, nach den vorangehenden dreihundert Seiten detaillierter Analysen, nicht in einer zusammenfassend-kontextualisierenden Schlussfolgerung, sondern in diesem historiographischen Abschnitt endet, macht die Priorität des Buches deutlich: geschichtsschreibende steht zweifellos vor ideologiekritischer Filmlektüre. In großem Detail wird in der Monographie eine Geschichte des Films im Austrofaschismus erzählt; in ihrem Fokus stehen die zweigleisige Filmindustrie Österreichs sowie deren produktions- und rezeptionstechnische Auswirkungen. Der Text ist somit als eindrucklicher Überblick über eine international einmalige Situation des Filmschaffens zu verstehen, deren Erzeugnisse kontextuell miteinander in Beziehung gesetzt, analysiert und inhaltlich voneinander abgegrenzt werden. Diejenigen Elemente der vorgestellten Filme, in denen kritische Positionierungen innerhalb des Austrofaschismus anklingen und die somit ein veruneindeutiges Bild dieser Ideologie zu zeichnen vermögen könnten, kommen allerdings kaum zur Sprache.

Simon Nagy, Wien

Empfehlung



Nomos



HERAUSGEGEBEN, EINGELEITET UND KOMMENTIERT
VON WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Emil Löbl **Kultur und Presse**

Reihe *ex libris kommunikation*, Band 19
2017, 326 Seiten, Broschiert,
59 Euro
ISBN 978-3-8487-3961-5

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Presse zu einem mächtigen Mitspieler in Staat und Gesellschaft geworden. Doch in der Wissenschaft fand sie kaum Beachtung. Also versuchten Journalisten und Verleger dem Publikum die Bedeutung des Journalismus näherzubringen und es entstand die sogenannte ‚Praktikerliteratur‘.

Als die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirksamste Schrift eines Praktikers“ gilt das 1903 erschienene Buch „Kultur und Presse“ von Emil Löbl, der Redakteur der „Wiener Zeitung“ war. Löbl wollte damit auch die Grundlage für die wissenschaftliche Disziplin der Zeitungskunde schaffen.

Viele seiner Gedanken, nicht zuletzt zur Wirkung der Presse, lesen sich ganz gegenwartsnahe.

<https://www.nomos.de/>

nomos@nomos.de

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien